

Wir kommentieren

die Prognosen für den neuen Papst: Der Wunsch Pauls VI. – Noch einmal hat Johannes gesiegt – Zwei Franzosen vergleichen die zwei letzten Päpste mit dem neuen – Verlangt die Zeit und das Konzil einen «unerbittlichen Steuermann»? – Wird Paul VI. das Konzil straffer leiten? – Soll das «Gespräch» verloren gehen? – Paul VI. wird kein Mann einsamer Entschlüsse sein!

Schule

Der Katechismus im Rahmen des Bildungsplanes für den Religionsunterricht: Krise des Religionsunterrichts – Warum? – *Vier Forderungen:* 1. Das Gesetz der Entwicklungsstufen (eine für Erwachsene vernünftige Stoffanordnung ist für Kinder unvernünftig) – 2. Polare Ergänzung von Pflege der Seelenkräfte und Begreifen der Heilswirklichkeiten (Symbolerziehung und vom Greifen zum Begreifen) – 3. Die stufenweise Entwicklung in drei Bildern mit je drei Kreisen schematisch dargestellt (vom erlebenden zum tätigen und zum heilsgeschichtlich denkenden Christen) – Die psychologische Unordnung im theologisch

richtigen Deutschen Katechismus – *Der Katechismus als Hilfsmittel des Katechismusunterrichts:* Vom «tätigen Erkennen»: Vom räumlichen Beieinander zum funktionalen und zum Sinn-Zusammenhang – Von der Bedeutung der Sprache nach Hillebrand – Was sich daraus ergibt, zeigt eine zweite Bilderfolge (die Heilslehre steht am Ende; Liturgie und Sakramente stehen am Anfang) – Von den «Worthülsen» im Deutschen Katechismus – *Die Bibel im Religionsunterricht:* 1. Die Verwendung der Bibel im «erlebnishaften Erfassen» der christlichen Wahrheiten – Warum die Verwendung der Bibel in der Symbolerziehung sich grundsätzlich von der des Katechismus in Auswahl und Darstellung unterscheidet – 2. Die Verwendung der Bibel im «verstandesmäßigen Erkennen» christlicher Wahrheiten – «Ein gottloser Bolschewiki kam des Weges» – Von den Stufen in der Verwendung der Bilder und vom Chinesisch im Deutschen Katechismus – *Das Gesetz der Nähe im Religionsunterricht:* Wie der Deutsche Katechismus dieses Gesetz prinzipiell verfälscht – Wie der Neue Katechismus es besser machen will.

Soziales

Apologie der Grosstadt: Der Zugang zur modernen Stadt fällt kirchlichen Kreisen

schwer – Ein Buch hilft zur Erfassung der Lebensgesetze der Stadt – Vorurteile werden abgebaut: 1. Die heutige Großstadt ist nicht mehr die der beginnenden Industrialisierung – 2. Die These, daß die Stadt ohne Zugang vom Land aussterbe, wird durchleuchtet – 3. Gibt es einen Begabungsschwund in der Stadt? – 4. Zwei halbrichtige Thesen: Reduktion zur Kleinfamilie und Funktionsverlust der Familie – Eine Mahnung an Architekten: Der Haushalt ist eine Stätte der Arbeit – Die «ambulante» Großmutter – 5. Soziale Vereinzelung und Vermassung in der Stadt? – Ein neuer Begriff von «Nachbarschaft» ist im Entstehen – Abschließend: Umstellung nicht Ablehnung ist nötig.

Religiöses

Um das Apostolat der Ordensfrauen in der modernen Welt (zum letzten Buch von Kardinal Suenens): Mangelnde Anpassung an die Bedürfnisse der Kirche der Grund für mangelnde Ordensberufe – Der tiefe Sinn der Ordensberufung – Die Ordensfrau als Zeugnis der Auferstehung Christi – Ein paar Schönheitsfehler ...

KOMMENTAR

Der Papst des Gespräches

Es mag kindisch scheinen, dem neuen Papst, kaum daß er erwählt ist, Prognosen zu stellen. Er selbst wagt es nicht und stellt sich vor als jener, der Pius' XI. Unbeugsamkeit, Pius' XII. Weisheit und Johannes' XXIII. «einzigartige Güte» in sich vereinigen möchte. Das sagt nicht mehr und nicht weniger als dieses: In allen dreien, denen er gedient hat, sieht er und hat er erlebt eines Papstes würdige Eigenschaften, die er verehrt und die seine eigene Persönlichkeit geformt haben. Anscheinend in je steigendem Ausmaß ... ganz im Unterschied zu seinem Vorgänger, der von seinen ersten Begegnungen mit dem geliebten Bischof Radini Tedesco die endgültige Prägung des Lebens erhielt. Sicher ist jedoch auch, daß Montini als Papst keiner seiner drei Vorgänger ganz sein wird, soviel er ihnen auch zu danken hat. Er wird Paul VI. sein.

Aber was heißt das? Eifrige Presseleute durchwühlen nun die Aussagen und Taten seines bisherigen Lebens. Sie stellen fest, daß er aus einem Dorf bei Brescia «nicht allzu weit vom Ge-

burtsort Johannes XXIII.» stammt, aber aus einer Bürgerfamilie, «wie Pius XII.». Daß im Gegensatz zu Roncalli, der nie lange in Rom gewesen war, eine ausgesprochen «römische» Diplomatenlaufbahn am Staatssekretariat ihn gebildet hat, ähnlich Pacelli; daß ihn aber, ähnlich Roncalli, stets nach einer seelsorglichen Tätigkeit verlangte und er sie auch erstaunlich lange neben der diplomatischen Amtsverrichtung als Generalstudentenseelsorger Italiens ausübte. Daß er ebenso wie Roncalli und Achille Ratti, der spätere Pius XI., von einem Bischofsstuhl aus zum Papst erkoren wurde. Obwohl Italiener, wollten alle drei Vorgänger Pauls VI. moderne und der heutigen Zeit gegenüber aufgeschlossene Männer sein, und es besteht kein Zweifel, daß auch der neue Papst dies nicht minder sein wird. Die kühnen und spontan aus seiner unverfälschten christlichen Persönlichkeit erfließenden Initiativen Johannes XXIII. hat Paul VI. alle, ohne Ausnahme, sofort nach seiner Wahl zu den «seinigen» gemacht: das Konzil, die Neugestaltung des kirchlichen Rechtsbuches, die ökumenische Öffnung der Kirche, die Bemühungen um den Frieden, die sozialen Be-

streben insbesondere im Hinblick auf die Entwicklungsländer, die Hebung der Arbeiter, den Ausgleich zwischen den Völkern. Jetzt erst wird man sich bewußt, wieviele der Programmpunkte des Papstes Johannes schon Jahre zuvor von Kardinal Montini aufgestellt worden waren. Mancher Passus in der Einleitungsrede Johannes XXIII. zum Konzil (zum Beispiel über den Segen der deutlichen Unterscheidung von Kirche und Staat) stimmt fast wörtlich mit vorher von Montini gehaltenen Reden überein, so daß es jetzt gar nicht mehr verwundert, wenn Montini als einziger der nicht in Rom ansässigen Kardinäle während des Konzils im Vatikan Wohnung nehmen konnte. Ja, es erscheint als durchaus glaubwürdig, was manche berichten: daß es der Papst selber war, der Montini den Rat gab, sich während des Konzils zurückzuhalten. Noch einmal scheint der liebenswürdige «furbo» (der Bauernschlaue) – jetzt über den Tod hinaus – einen Sieg errungen zu haben, indem er «seinen» Kandidaten für die Papstwahl richtig postierte. «Der Verlauf des Konzils», sagte der belgische Kardinal Suenens, «war nicht ohne Einfluß auf die Wahl Montinis im Konklave» ...

Soweit, so gut. Trotzdem ist Montini keineswegs identisch mit Roncalli, wie er auch nicht identisch genannt werden kann mit Pacelli. Die Zeitung «Le Monde» hat den glücklichen Einfall gehabt, zwei Kurzaufsätze von zwei großen Journalisten, *Jean d'Hospital* und *Henri Fesquet*, nebeneinander zu setzen: «Paul VI. und Pius XII.», «Paul VI. und Johannes XXIII.».

► Danach ähnelt Paul VI. dem Pacellipapst, insofern beide stets die «ersten ihrer Klasse» in der Schule waren; beide kletterten die Stufenleiter der Hierarchie an der Römischen Kurie erstaunlich rasch und mit einer gewissen Verve hinauf. Beide besaßen unbestreitbare Autorität, waren aber auch unter der Decke der Kritik ausgesetzt. Beide lenkten (wenn auch nicht im gleichen Ausmaß) die Vatikanische Politik. Bei beiden war ein beträchtlicher Teil ihrer Wähler bereits zuvor ihnen untergeordnet gewesen. Beide glichen einander in der äußeren Erscheinung und verfügten nur über eine zarte Gesundheit. Die Haltung beider ist eher trocken, hieratisch, zurückhaltend, woraus sich beim einen wie beim andern der Eindruck des Majestätischen, der Entschiedenheit und kühlen Höflichkeit ergibt.

Über diesen Parallelen dürfe man aber tiefgreifende Unterschiede nicht übersehen. So streng Montini in Lehrfragen sein könne, habe er dennoch stets seine innere Anteilnahme an den Nöten, den Hoffnungen und Problemen der modernen Menschen gezeigt; er forschte immer nach den geheimen Quellen der Unruhe unserer Zeit; die Frage der vom Glauben Abständigen, die Probleme der Unterentwickelten, das Ärgernis der getrennten Christen beunruhigten ihn selbst zutiefst – und darum suchte er auch den andern zu verstehen, wozu es nur ein Mittel gibt, den Dialog. Damit schlug er einen von Pius XII. abweichenden Weg ein. Im Gegensatz zu ihm liebe er, meint d'Hospital, nicht den Prunk, suche er – soweit als möglich – demonstrativen Ehrbezeugungen auszuweichen, schätze er die Geselligkeit, pflege er Freundschaften, gehe er bei Gesprächen auf den Partner ein. Kleine Akzentverschiebungen? Sie können in der Auswirkung ein völlig verschiedenes Pontifikat ergeben.

► Gegenüber Johannes XXIII. sind umgekehrt die Unterschiede das erste, was auffällt. Roncalli hatte nichts Gequältes an sich. Heiterkeit und Spontaneität waren seine Merkmale. Schwierigste Probleme vereinfachte er. Widerständen begegnete er mit geduldigem Warten und lächelndem Vertrauen. In Paul VI. ist stets etwas Gespanntes. Er scheint autoritär, und das schafft Distanz. Seine hohe Spiritualität stellt große Anforderungen. «Seine von einer gewissen scheuen Ängstlichkeit beherrschte Erregbarkeit erleichtert ihm menschliche Kontakte nicht. Er hat das Bedürfnis, geliebt zu werden und ist darauf bedacht, sich zu bewähren. Er wäre zerbrechlich, verfügte er nicht über einen ausnehmend gradlinigen Willen.» Er sieht sich selbst zu, wenn er handelt, und erstrebt das je Bessere. Er kritisiert dauernd sich selbst und sucht unablässig nach immer höheren Synthesen. Er ist eher ein kühler Denker als ein Gemütsmensch, und doch pflegt er die Freundschaft. In Mailand hatte er Schwierigkeiten, sich beliebt zu machen und eine ihm wohlwollende Atmosphäre zu schaffen, obwohl alle seine Demut, seine Leidenschaft für die Wahrheit, seinen Scharfsinn anerkannten. Fesquet meint, Paul VI. werde als Papst ein Reformator und Kämpfer sein, durchaus in Fortführung der Werke Johannes XXIII., aber in sehr anderem Stil.

Soweit die beiden kritischen Franzosen, sehr im Unterschied von *Prof. Wenger*, dem Chefredaktor von «La Croix», der in Paul VI. die fast vollkommene Synthese der guten Eigenschaften seiner Vorgänger verwirklicht sieht.

Vielleicht ist es fruchtbarer, einmal von der Sache her das Problem anzugehen. Die erste Sitzungsperiode des Konzils ist vorbei. Sie hat eine Atmosphäre geschaffen und eine Marschrichtung eingeleitet. Das soll beibehalten werden. Gewiß. Aber man kann nicht dauernd in Atmosphäre machen, man muß zu konkreten Verwirklichungen kommen. Nicht ganz zu Unrecht schreibt ein Unbekannter in der Schweizer Illustrierten (Nr. 26): «So schwer uns allen der Abschied von der Fürsorge des vorbildlichen 'guten Hirten' und 'Vaters' ankommt, von solcher Betreuung und einfacher Sprache des Herzens in ihrer ergreifenden Unmittelbarkeit, so sachlich müssen wir doch die Lage mustern. Dann erkennen wir, daß die Anregungen, die von Papst Johannes ausgegangen sind, nunmehr einer Klärung, einer kritischen Sichtung und Durchgestaltung bedürfen ... Anstelle eines Johannes XXIII. ist aus dem Konklave Paul VI. hervorgegangen; sein allen Christen gleich vertrauter und werter Name erinnert an den Apostel der Heiden und an seinen gewaltigen Ernst.» Der kluge Verfasser nennt das eine «Umstellung vom Papst des Herzens auf den Papst der Klugheit», ja sogar «der Strenge» und des «unerbittlichen Steuerhelfers».

Was ist zur Wünschbarkeit einer solchen Umstellung zu sagen?

Richtig ist, daß das Konzil dringend einer «Klärung, kritischen Sichtung und Durchgestaltung» bedarf. Sie waren auch in der Zwischenzeit durch die Arbeiten der Koordinierungskommission bereits im Gang, und zwar im Sinn der beiden Kardinäle Suenens und Montini, die beide der Kommission angehörten. Auch in seinen «Briefen vom Konzil» hatte Montini die Vorbereitung der ersten Sitzungsperiode und diese selbst kritisiert. Er schrieb:

«Ein riesiges und wertvolles Material liegt vor. Es ist aber heterogen und ungleichwertig. Eine mutige Straffung und Wertung wäre erforderlich gewesen. Es fehlte bei der Vorbereitung eine Autorität, die nicht bloß von außen und rein disziplinar sich hätte betätigen müssen, sondern die aus dem gewaltigen Stoff in logischer und organischer Arbeit eine architektonische Grundidee herausgehoben und das Ganze polarisiert hätte. Die Achtung vor der Freiheit und Spontaneität, denen das Konzil seinen Ursprung verdankt, hat den zentralen Punkt im Programm des zweiten Vatikanums verdunkelt, obwohl die Worte des Papstes in der Vorbereitungszeit und in seinen Reden vom 11. September und 11. Oktober ihn deutlich hervorgehoben hatten.»

Allein aus diesem Satz kann man ersehen, daß Paul VI. dem Konzil eine deutlichere und straffere Führung geben wird, als dies Johannes in der ersten Periode tat. Wie sie im einzelnen aussehen wird, kann jetzt noch nicht gesagt werden. Wünschbar ist sie ohne Zweifel. Insofern also ist eine Umstellung vom Papst des Herzens auf den der Klugheit, vom Papst der Spontaneität auf den der umsichtigen Reflexion gewiß gut.

Trotzdem wäre es eine wenig erfreuliche Umstellung, wenn das bedeuten sollte, daß nunmehr an die Stelle des so heißungsvoll angebrochenen weltweiten Gesprächs zwischen den verschiedenen kirchlichen Organen und zwischen allen Getauften, ja zwischen der Kirche und der Welt wieder ein Papst der einsamen Entschlüsse treten würde. Die besten Reformen, die kühnsten Anpassungen an den Stil und die Ausdrucksweise der Zeit, die tapfersten Preisgaben alter Königmäntel zugunsten eines schlichteren und weniger prunkvollen Auftretens der Kirche wären ärmliche Neuheiten, wenn diese von Johannes hervorgeleitete Gesprächsatmosphäre verloren ginge oder nicht fortgeführt würde. Das Erlebnis der ersten Konzilsphase bestand im Gewährwerden, daß christliche Wahrheit wesentlich eine Wahrheit des Gesprächs ist, nicht kühle Lehre, sondern Personanrede, die personale Ant-

wort will; ja, Bereitschaft zu hören, sich sagen zu lassen ... Hier scheint uns der wesentliche, entscheidende Punkt für einen wirklich glücklichen Fortgang des Konzils zu liegen!

Ist zu hoffen, daß Paul VI. diesem Bedürfnis entsprechen wird?

Er besitzt nicht die Spontaneität seines Vorgängers. Johannes sprach nie von «Problemen», Paul VI. liebt dieses Wort, es fehlt in keiner seiner ersten Verlautbarungen. Johannes strahlte Güte aus; aber manche seiner Besucher sagten mir: «Er nahm das Gespräch sogleich in seine Hand, er sprach und er sprach, wohlthuend und gütig, gewiß, aber mein Problem kam ich nicht dazu vorzutragen». Von Montini erzählen übereinstimmend alle, die ihn als Subsekretär im Staatssekretariat kennen lernten, daß es seine große Gabe war, zuzuhören. Er bezog zwar nie Stellung (seiner damaligen Stellung entsprechend), aber mit unglaublicher Geduld hörte er wohlwollend zu. Man spürte an seinen Fragen, er suchte ehrlich sein Gegenüber zu verstehen. Die Gabe des Zuhören-könnens ist für jedes echte Gespräch ein grundlegendes Moment. Pius XII. besaß diese Gabe nicht. Deshalb sagten viele, zumal Franzosen, der Abgang Montinis von der Kurie habe eine sehr schmerzliche Lücke im Staatssekretariat hinterlassen. Tardini (Montinis Partner) war auch nicht der Mann geduldigen Zuhörens ...

Eine der ersten Handlungen des neuen Papstes war eine Audienz der Pfarrer Roms. Bei diesem Anlaß sagte er:

«Wir danken Gott, daß Wir in Mailand mit den prominentesten Vertretern der modernen Welt, den Wissenschaftlern, den Künstlern, den Industriellen, den Wirtschaftlern und den sich großartig, aber manchmal zugleich unsicher und kurzzeitig gebenden Arbeitern, ein Gespräch anreißten konnten. Es war freilich in der Art, wie es geführt wurde, noch ohne große Erfahrung».

DER KATECHISMUS IM RAHMEN DES BILDUNGSPLANES IM RELIGIONSUNTERRICHT

(Karl Stieger, ein Pädagoge vom Fach und zugleich ein erfahrener Schulmann, hat im Auftrag des solothurnischen Arbeitskreises zur Erneuerung des Religionsunterrichtes Ideen und Vorschläge formuliert, die uns sehr beachtenswert erscheinen und gewiß alle unsere Katechetinnen und Seelsorger interessieren dürften. Der Verfasser und sein Arbeitskreis möchten ihre Vorschläge als Diskussionsbasis verstehen und werden dankbar jede Anregung von Seiten des Klerus und der Laien entgegennehmen. Der Entwurf verdient um so mehr Beachtung, als die Herausgabe eines deutschsprachigen Katechismus für die Diözese Basel geplant ist.

Die Redaktion)

Die immer sichtbarer und allgemeiner werdende Krise des Religionsunterrichtes geht vor allem auf zwei Ursachen zurück:

- ▶ die Familie erfüllt ihre religiöse Erziehungsaufgabe nicht mehr;
- ▶ der Religionsunterricht wird ohne Rücksicht auf die psychologischen Gegebenheiten der Altersstufen erteilt.

Die allgemeinste Folgerung lautet darum: Der Religionsunterricht muß nach Möglichkeit auch die der Familie zufallenden religionspädagogischen Aufgaben erfüllen und muß sich an die psychologischen Wachstumsgesetze halten, das heißt stufengemäß erteilt werden. Daraus ergeben sich folgende

Forderungen

1. Der Religionsunterricht soll den heranwachsenden Menschen zu jener religiösen Lebenshaltung führen, die der jeweiligen Entwicklungsstufe gemäß ist und zugleich die besten Voraussetzungen enthält für die organische religiöse Weiterentwicklung bis zur reifen, erwachsenen Religiosität.

Das zeigt eine Grundhaltung des neuen Papstes. Die sofortige Kontaktaufnahme mit dem erkrankten Primas von Spanien (!), Pla y Deniel, am ersten Tag nach seiner Wahl deutet ebenso wie seine Reisen der letzten Jahre in verschiedene Länder Afrikas auf diesen Gesprächswillen. Vergessen wir nicht, daß die Krönungsmesse am 30. Juni nicht nur erstmals vor der Peterskirche auf freiem Platz stattfand, sie war auch eine sogenannte Missa dialogata, eine Gesprächsmesse. Endlich war es auch einmalig, daß der Papst an seinem Fenster nach dem Angelus sich mit dem belgischen Kardinal Suenens zeigte, den er an der Hand hielt: Gespräch mit dem Episkopat!

Gewiß, das sind alles nur Andeutungen und kleine Zeichen. Doch sind sie nicht ohne Bedeutung in der heutigen Gesamtsituation. Und wenn sie auch nicht mehr als eine Hoffnung darstellen, so ist diese Hoffnung doch nicht ohne Begründung. Paul VI. wird nicht nur die Werke seines Vorgängers weiterführen, er wird auch ihren Geist auf die ihm eigene Weise vertiefen können durch einen weltweiten echten, vergeistigten Dialog mit dem Weltepiskopat, mit den Laien in der Kirche, mit den Getauften in aller Welt und mit allen Menschen guten Willens.

Ich glaube, es war Pastor Bonhoeffer, der einmal gesagt hat, der moderne Mensch finde zu Gott heute nur, wenn er ihm in der Kenosis, der Selbstentäußerung, als Partner des Gesprächs entgegentritt. Das Konzil mag einer Straffung und intellektuellen Vertiefung bedürfen. Paul VI. wird sie aller Voraussicht nach bringen. Es darf jedoch zugleich den Gesprächswillen als Kennzeichen aller Reformen nicht abreißen lassen. Paul VI. scheint den Willen und wichtige Voraussetzungen auch dafür mitzubringen. Das ist die Hoffnung. M. G.

Kinder sind keine «Miniatur-Erwachsene». Es geht daher nicht an, den Kindern eine Theologie im Kleinformat zu vermitteln. Auch der Katechismus als religiöses Lern- und Lehrbuch darf dieser Gefahr nicht erliegen. Ein Kind braucht zum Beispiel keine «Gottesbeweise», um Gott lieben zu können. Die für Erwachsene vernünftige Stoffanordnung: 1. Das Heilswirken Gottes am Menschen – 2. Unsere Antwort auf das Heilswirken Gottes – 3. Vollendung des Heils, ist für Kinder unvernünftig. Das Kind schreitet von der Eigenerfahrung zur Fremderfahrung, vom konkreten Erleben zum abstrakten Denken, und nie umgekehrt. Auch der Katechismus, wenn er Anspruch als «Bildungsmittel» erhebt, hat diese Stoffanordnung einzuhalten. Der Aufbau erfolgt also von den heiligen Zeichen über die hl. Handlungen zur Sakramenten-, Moral- und Heilslehre.

2. Der Religionsunterricht soll in polarer Ergänzung sowohl die religiösen Seelenkräfte wecken und pflegen als auch zum verstandesmäßigen Erkennen und Begreifen der Heilswirklichkeiten führen.

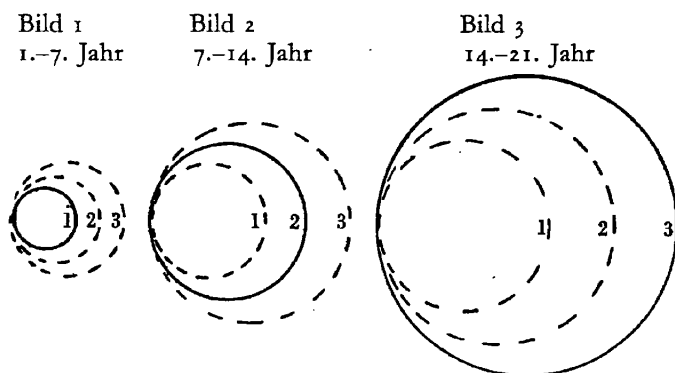
a) Ersteres beruht wesentlich auf Innenkultur (Ehrfurcht, Freude usw. in Stille, Kontemplation) und wird durch die «Symbolerziehung» erstrebt. «Das Kind wird in Ruhe, Stille, Ehrfurcht zur persönlichen Beziehung zu den Dingen der Schöpfung geführt, damit sich die Seelenkräfte (Innenschau) entfalten und zur Aufnahme übernatürlicher Wirklichkeiten befähigt werden. Die sichtbare Schöpfung wird zum Spiegelbild des Göttlichen» (siehe Sr. Oderisia Knechtle, «Symbolerziehung», Herder Verlag, Freiburg, erscheint demnächst).

b) Das aktiv-erkennende und übende Begreifen der christlichen Wahrheiten ist Aufgabe des Katechismus-Unterrichtes. «Der Schüler setzt sich aktiv mit den Problemen der ‚Dingwelt‘ (kultisch-religiöse Gegenstände und praktisch erfahrene Glaubenswahrheiten), des ‚Lebensraumes‘ (Kulthandlungen, kirchliche Gemeinschaft) und der personalen Beziehungen

(Gottesbeziehung, Mitmenschen: Gebote) auseinander und sucht sich Einsicht zu verschaffen, indem er vom Greifen (Tun) zum Begriff (System) fortschreitet» (siehe Karl Stieger, «Die Schule als Brücke zur modernen Arbeitswelt», Ernst Klett-Verlag, Stuttgart).

Die beiden Richtungen der Weltzuwendung, jene des sich der Wahrheit öffnenden Herzens und jene des die Wahrheit suchenden Verstandes, bilden eine Lebensganzheit und können nicht voneinander getrennt werden: sie sind wie die Pole eines Magneten oder die Geleise einer Eisenbahn. Schon der kleine Säugling tastet sich mit Händen und Mündchen an die Mutter und erlebt das tiefe Glück der Geborgenheit in der Liebe der Mutter. Das eine sind Erlebnisse, die nach außen, das andere sind Erlebnisse, die nach innen führen. Es ist ein weiter Weg der natürlichen Entfaltung, der vom «Greifen» zum «Begriff» führt, und es ist ein ebenso weiter Weg, der von der «Geborgenheit in den Armen der Mutter» zum Bewußtwerden der «Geborgenheit in den Armen eines liebenden, himmlischen Vaters» führt. Der Religionsunterricht hat der natürlichen Entfaltung beider Richtungen Hilfe zu bieten, und es ist immer so, daß beide Weltzuwendungen gefördert werden müssen. Die Symbolerziehung darf daher niemals nur auf das Kindesalter beschränkt bleiben und der Katechismusunterricht darf nicht erst im Jugendalter beginnen. Beide Arten der Welterfahrung begleiten einander von der Geburt bis zum Tod.

3. Die stufenweise Entwicklung der menschlichen Ganzheit läßt sich angenähert nach folgendem Schema darstellen:



Es bedeuten die Kreise:

- 1 = Erlebnishaftes Erfassen der christlichen Wahrheiten: «der gläubige Christ»;
- 2 = tätiges Leben in der christlichen Gemeinschaft: «der praktizierende Christ»;
- 3 = verstandesmäßiges Erkennen der christlichen Wahrheiten: «der kämpfende Christ».

► Bild 1

Das erlebnishafte Erfassen der christlichen Wirklichkeiten ist das hervorstechendste Merkmal dieser Altersstufe.

Im engen Kreis der Familie entfalten sie die Keime der Liebe, des Vertrauens, des Dankes, des Gehorsams. «Gehorsamkeit und Liebe, Dank und Vertrauen vereinigt, entfaltet den ersten Keim des Gewissens, den ersten leichten Schatten des Gefühls, daß es nicht recht sei, gegen die liebende Mutter zu toben; den ersten leichten Schatten des Gefühls, daß die Mutter nicht allein um seinerwillen in der Welt sei; den ersten Schatten des Gefühls, daß nicht alles um seinerwillen in der Welt sei, und mit ihm entkeimt noch das zweite Gefühl, daß auch es selbst nicht um seinerwillen allein in der Welt sei – der erste Schatten der Pflicht und des Rechts ist an seinem Entkeimen» (Pestalozzi).

Es ist nun Aufgabe der Symbolerziehung, diese religiösen Grunderfahrungen zu vertiefen und die personale Beziehung zu Gott-Vater, Gott-Sohn und Gott-Heiliger Geist herzustellen. Erst müssen die Kinder lieben können, was Gott erschaffen hat, bevor sie ihn selber erfassen können. Indem sich das Kind von den Mächtigkeiten der Lebensgeheimnisse ganz ergreifen läßt, erahnt seine Seele religiöse Wirklichkeiten, an deren Wesen der erwachsene Mensch kaum mehr herankommen kann.

Dieses «Ergriffen-sein vom Wesen einer Sache» hat aber nichts mit dem «verstandesmäßigen Erkennen» zu tun. Es wäre total verkehrt, im Katechismusunterricht diese mit der Seele erfaßten «Weisheiten» «behandeln» zu wollen. Dem Verstand stehen die Dinge der Schöpfung als «Gegenstände» gegenüber und die ererbte Ordnung des Welterlebens bringt eine sehr allmähliche Entfaltung der Verstandesfunktionen. «Wie eine gütige Mutter hält uns die Urwelt in ihren Armen und lenkt die schrittweisen Versuche, in denen sich der Blick auf die neue Welt öffnet» (Portmann). Deshalb sind die Kreise zwei und drei gestrichelt. Das tätige Erkennen ist wohl da, hat aber noch nichts mit «theologischem Denken» gemein. Das Kind lernt Wirklichkeiten von hl. Zeichen kennen: das Kreuzzeichen, das Weihwasser, das Knien, die Kerze, die Glocken, den Altar usw. Es lernt die Namen religiöser Gegenstände, Handlungen und Personen kennen und beginnt Dinge und Handlungen zu ordnen nach dem Prinzip des örtlichen Beieinander. Indem es in der Kirche, in der Taufkapelle, in der Sakristei Formen, Gestalten, Farben erkennt, schult es seine Sinne und bereitet so seine Geisteskräfte zum Übergang in die neue Entwicklungsstufe vor. Hier beginnt nun schon der «Katechismusunterricht», trotzdem noch kein Lehrbuch benutzt werden kann.

► Bild 2

In dieser Altersstufe sticht das «Tätige Leben in der christlichen Gemeinschaft» (Kreis 2) heraus. Wir können dieses Alter als das «Ministrantenalter» bezeichnen. In der tätigen Auseinandersetzung mit seiner religiösen Umwelt werden neue Sinngehalte erfaßt. Die Gegenstandsbeziehungen erweitern sich, wobei nun aber der Schüler nicht nur wissen will, was alles da ist, sondern auch wofür es da ist. Er will wissen, wie Messe gelesen, wie getauft, wie gefirmt, wie getraut, wie die Krankenölung gegeben wird. Die in der Schule gelernten Kulturtechniken werden nun ebenfalls in den Dienst der tätigen Orientierung genommen: er liest, sucht und vergleicht in den religiösen Büchern, er findet die heiligen Stätten auf der Landkarte. Der Katechismusunterricht kann immer nur dann erfolgreich sein, wenn er dem natürlichen geistigen Wachstum Hilfe leistet. Eine theologische Auseinandersetzung zum Beispiel des Buß- und Altarssakramentes bringt dem Schüler dieser Altersstufe keine religiöse Hilfe, ganz einfach deshalb nicht, weil er noch keine Sinnzusammenhänge erfassen kann. Was er aber erfassen kann und muß, ist die Art und Weise, wie gebeichtet und wie kommuniziert wird. Zugegeben, das ist nur das Äußere, die Form des heiligen Sakramentes; und wenn nur der Verstand religiöse Wahrheiten erkennen könnte, so müßten Beicht und Kommunion für diese Altersstufe entschieden abgelehnt werden. Nun haben wir aber schon von dem erlebnishaften Erfassen der christlichen Wirklichkeiten gesprochen: Kreis 1. Im Bild 2 ist dieser Kreis größer gezeichnet. Die persönliche Gottesbeziehung ist inniger geworden und vielleicht denkt das Herz der Kinder nie tiefer als bei der Kommunion auf dieser Altersstufe. Aber das ist nicht die Weisheit des kindlichen Verstandes. Der Katechismusunterricht muß sich dieser Tatsache bewußt sein. Es ist nicht Sache dieser Abhandlung, die Beicht- und Kommunionserziehung im andern Pol, jenem des erlebnishaften Erfassens, zu skizzieren. Der Katechismus steht im Dienste des verstandesmäßigen Erkennens und kann sich daher auf dieser Altersstufe nur im Rahmen der Gegenstands- und Funktionsbeziehungen bewegen. Dieses «nur» ist aber von großer Bedeutung, weil damit das Erfassen von «Sinn-Zusammenhängen» vorbereitet wird. Zu dieser Vorbereitung gehört auch die Bildung des Sprachverständnisses und des sprachlichen Ausdrucksvermögens. Die Einheit von Sinn und Form in der Sprache ist nirgends so dringend zu erstreben, wie im Bereich des Katechismusunterrichtes. Der Katechismus selber kann nur dann den Anspruch, ein «reli-

giöses Bildungsbuch» zu sein, erheben, wenn er im geschriebenen Wort das getane und gedachte Leben der betreffenden Altersstufe eingefangen hat. Das Kapitel «Von der heiligen Eucharistie» zum Beispiel muß daher folgenden Aufbau einhalten:

1. Was für die Feier der heiligen Messe gebraucht wird.
2. Der Verlauf der heiligen Messe.
3. Was geschieht in der heiligen Messe?

(Nach dem Deutschen Katechismus wäre die Reihenfolge so: Seite 155, 156, 153, 154, 157-160, Lehrstücke 75-78, S. 144f. Schon die Folge der Seitenzahlen beweist, daß ein theologisch geordneter Aufbau eine psychologische Unordnung sein kann. Wir erwarten nun, daß ein Katechismus wohl theologisch richtig, daß er aber nicht nach theologischen, sondern nach psychologischen Prinzipien geordnet ist!)

Wie weit wir auf dieser Altersstufe in den Bereich der Sinnbezüge eindringen können, entscheiden jeweils die vor uns sitzenden Schüler, und nicht etwa ein Lehrplan! Auf dem Bild ist der dritte Kreis gestrichelt eingezeichnet. Es ist wichtig, daß dieser Schritt getan wird, sobald im einzelnen Schüler die Zeit reif ist. Besonders die Gewissenserfahrungen erschließen immer tiefere Denkbezüge in das Gebiet der Morallehre, für die nun der Katechismus die von Gott gesetzten Normen vorzustellen hat.

► Bild 3

Der dritte Kreis, das «verstandesmäßige Erkennen der christlichen Wahrheiten», ist ausgezogen. Der Jugendliche ist fähig geworden, Kausal- und Sinnzusammenhänge zu erfassen. Damit wird es dem Jugendlichen möglich, in der Begegnung Gottes mit dem Judenvolk das geschichtliche Urbild der Begegnung Gottes mit dem Menschen überhaupt zu erkennen. In der Durcharbeitung einer heilsgeschichtlichen Bildungsreihe soll der Jugendliche heilsgeschichtliches Denken lernen und von vagen Gefühlen und verschwommenen Vorstellungen befreit werden.

Als «Minimalziele» für alle drei Stufen lassen sich nach Dr. A. Müller folgende Grundwahrheiten nennen:

- Daß Gott dreifaltig ist und sein Sohn Mensch wurde.
- Daß wir durch Christus göttliches Leben empfangen.
- Daß Christus die Kirche gegründet hat und diese heute durch den Heiligen Geist die objektive Heilsträgerin ist.
- Daß einerseits unser Leben in der Gemeinschaft der Kirche und in den Sakramenten, andererseits unser moralisches Verhalten maßgebend sind für unsere Teilnahme am göttlichen Leben.
- Daß sich unser Leben und Ziel in der jenseitigen Gemeinschaft mit Gott vollendet und dieses Leben der Weg dazu ist.

Auch im dritten Bild sind die Kreise 2 und 1 wiederum eingezeichnet und auch sie sind größer geworden. Erst die drei Kreise zusammen umfassen die Ganzheit der religiösen Erziehung, die auf drei Ziele hinarbeitet:

Die personale Beziehung zu den drei göttlichen Personen (Gebets-Innenleben).

Die Bejahung des Willens Gottes in den Geboten.

Die Einsicht und Bejahung der Kirche als institutionelle, sichtbare bzw. geschichtlich greifbare Heilsgemeinschaft und Vermittlerin der Wahrheit und der Gnade (sakramental und subjektiv).

Der Katechismusunterricht umfaßt also nur einen Teil der religiösen Unterweisung. Er ist den Entfaltungsgesetzen der Verstandesentwicklung unterworfen und trägt nur insofern zur Herzensbildung etwas bei, als Herz und Verstand in der Persönlichkeit eine Ganzheit bilden. Die Entfaltung der Herzenskräfte vollzieht sich nach anderen Gesetzmäßigkeiten. Erfahrungsgrundlage und Ganzheitsmitte in der Polarität des erlebnishaften Erfassens und des verstandesmäßigen Erkennens sind das «religiöse Tun».

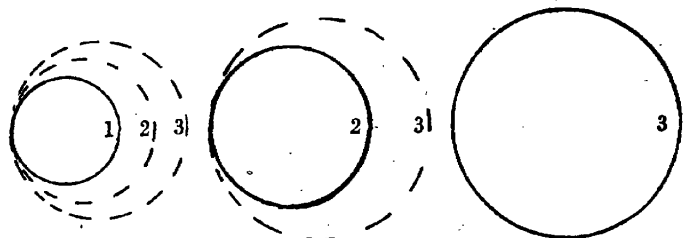
In der Standortbestimmung der beiden Bildungsverpflichtungen, jener der Herzensbildung (Symbolerziehung) und dieser der Verstandesbildung (Katechismusunterricht), wollen wir dem weisen Pestalozzi zustimmen:

1. Das Herz ist das Zentrum, von dem Glück, Segen, Befriedigung, echter Lebensgenuß, Harmonie auf das leibliche und geistige Wesen des Menschen, des inneren und des äußeren Menschen, ausströmt. Es ist der entscheidende und letztlich allein verantwortliche Führer des menschlichen Daseins. Bei ihm liegt die Entscheidung über Glück und Unglück des Menschen. In ihm spricht Gott zum Menschen. Darum ist sein Innerstes sein Heil, sein Heiligtum.

2. Die Geistes- und Denkkraft einerseits und die Berufskraft (praktisches Tun) andererseits sind die Organe, mit denen die Liebe und der Glaube des Herzens hinauswirken in Zeit und Raum und in die Not des Lebens, mit denen sie die Ansprüche der eigenen tierischen Selbstsucht der wahren Natur unterordnen.

Der Katechismus als Hilfsmittel des Katechismusunterrichtes

A. Tätiges Erkennen



Von hl. Zeichen

Von hl. Handlungen

Sakramenten-,
Moral- und
Heilslehre

B. Erlebnishaftes Erfassen

Im ersten Teil unserer Betrachtung grenzten wir die beiden polargerichteten Weltzuwendungen (jene des tätigen Erkennens und jene des erlebnishaften Erfassens) gegeneinander ab.

Nun wollen wir uns ausschließlich dem «Tätigen Erkennen» zuwenden.

Bildstreifen A

Es bedeuten die Kreise:

1 = Die erkannte Gegenstandswelt wird geordnet nach dem Prinzip des «räumlichen Beieinander»:

Tabernakel – Kelch – Hostie gehören zusammen.

2 = Die erkannten Gegenstände werden geordnet nach dem Prinzip des funktionalen Zusammenhanges:

Opferung – Wandlung – Kommunion, Bereitung der Gaben – Darbringung des Opfers – Empfang der heiligen Speise.

3 = Die erkannten Gegenstände und Handlungen werden in ihrem Sinn-Zusammenhang gesehen:

Jesus Christus hat die hl. Eucharistie eingesetzt – Die Kirche feiert die hl. Eucharistie – In der Feier der hl. Eucharistie wird das Kreuzopfer vergegenwärtigt – Im eucharistischen Mahl empfangen wir das Brot des ewigen Lebens.

Der Katechismus, als niedergeschriebene Sprache, hat sich dieser naturgemäßen Ordnung in der Entwicklung des Denkens in seinem Aufbau zu unterziehen. Die Bedeutung der Sprache für das Denken und die Weltorientierung ist von entscheidender Wichtigkeit.

Hillebrand schreibt in «Psychologie des Lernens und Lehrens» (S. 43f.): «... Aus all diesen philosophischen bzw. anthropologischen Bemühungen hat sich klar herausgestellt, daß die Sprache das wichtigste und vorzüglichste Instrument ist für die Gewinnung und den Aufbau einer reinen ‚Gegenstandswelt‘. Von den Tieren wissen wir, daß sie in einer ihnen

gemäßen Merk- und Wirkwelt stehen, daß sie aber nicht fähig sind, sich dieser Welt objektiv gegenüberzustellen. Die tierische Vorstellungswelt kennt eben noch nicht jene Formung der Eindrücke zu objektiven Vorstellungen und jenes Prinzip der Gegenstands-Konstanz und der Gegenstandsidentität, das für unsere Auffassung der Wirklichkeit bestimmend und entscheidend ist. In diesem Übergang von der bloßen Merk- und Wirkwelt der Tiere zur Gegenstandswelt des Menschen ist nun die Sprache wesentlich beteiligt. In Anlehnung an diese Erkenntnis hat auch die Kinderpsychologie schon immer darauf hingewiesen, daß sich das Kind erst mit der Sprache die gegenständliche Welt schafft. Ohne Sprache wäre das Kind wie das Tier ganz dem Wandel der sinnlichen Eindrücke ausgeliefert und könnte ihrer nicht Herr werden. So besteht die große Leistung der Sprache bzw. des Sprachwortes darin, daß das Kind aus dem Fluß des Erlebens, aus dem Wahrgenommenen fixierte und fixierbare Gegenstände schafft, denen es 'sachlich' gegenüberstehen und über die es sich mit anderen verständigen kann. Und wenn das Kleinkind in einem bestimmten Alter unermüdlich nach dem Namen fragt, so leitet es etwa keine intellektuelle Neugier – die Wißbegier ist nicht auf die Namen als solche gerichtet, sondern sie ist gerichtet auf das, wozu es jetzt die Namen braucht, und es braucht sie zu nichts anderem, als zur Gewinnung und Fixierung bestimmter gegenständlicher Vorstellungen und Sachverhalte.

Der nähere Zusammenhang von Denken und Sprechen aber ergibt sich erst aus der Feststellung, daß sich das Denken beim Menschen erst dann zu den höheren geistigen Leistungen fähig zeigt, wenn es sich der sachunabhängigen, darstellenden Zeichen der Sprachlaute zu bedienen vermag. So kommt das Kind erst durch die Sprache zum eigentlich begrifflichen Denken. Den Begriff kann man definieren als einen unanschaulichen Denkinhalt, der durch Abstraktion am Anschaulichen gewonnen wird. Mit Hilfe dieses Denkinhaltes vermögen wir uns von den konkreten Dingen zu lösen. Indem wir z. B. das Sprachwort 'Baum' sagen, haben wir jene Ebene des Konkret-Bildhaften verlassen; denn einen 'Baum' gibt es nicht, es existieren nur konkrete Kirschen, Äpfel-, Pflaumenbäume usw. So können wir im begrifflichen Denken mit Hilfe der Sprache gleichzeitig viele konkrete Dinge zusammenfassen und mit geistigen Sachverhalten arbeiten, ohne daß wir jedesmal die konkreten Dinge bewußt machen. Damit ist die Sprache in der Lage, uns Dinge nahezubringen und verstehbar zu machen, die gar nicht gegenwärtig sind. Ja sie kann sogar Gebilde, die gar nicht vorgestellt werden können (z. B. Gerechtigkeit, Gott) aussprechen, verdeutlichen und sogar darüber nachdenken lassen. Ohne diese Beteiligung der Sprache wäre ein geistiges Leben nicht denkbar. Sie erst ermöglicht es, daß mit unanschaulichen und schwer vorstellbaren Denkgebilden eine geistige Welt aufgebaut werden kann. Ein ähnliches Zusammenwirken von Denken und Sprache liegt da vor, wo es zur Ausformung des Gedankens erst der sprachlichen Fixierung bedarf. Wir alle wissen aus eigener Erfahrung, daß wir etwas nicht richtig 'begriffen' haben, solange wir es für andere nicht sprachlich voll begreifbar machen können; wir sind dann nicht in der Lage, andern in klaren Sätzen das Gemeinte wiederzugeben. Daraus ergibt sich für das Lernen die Wichtigkeit der sprachlichen Formulierung. Die sprachliche Fassung der an den Sachen gewonnenen Einsicht ist ein unabdingbarer Lernschritt zur Klarheit der erfaßten Lösung und weiterhin zum Behalten und Bereitstellen der Lösung.

Auf eine weitere Bedeutung der Sprache machten W. v. Humboldt und L. Weißgerber aufmerksam. Danach wird die Welt als der Gegenstand des Denkens nach der Seinsart der Sprache aufgefaßt, so daß jeder Mensch, der diese Sprache spricht, auch die Welt unter diesem bestimmten Aspekt erlebt. Die Sprache übermittelt in dieser Hinsicht bestimmte Schweisen, Richtungen des Aufmerkens, Maßstäbe des Wertens, Gesichtspunkte des Zusammenordnens, so daß man von einer weltauerschließenden Kraft der Sprache reden kann, so daß die Sprache (Mutter-Sprache) dem Denken sozusagen festgeprägte 'Denkmodelle' anbietet und für unser Denken eine kategoriale Struktur darstellt, das heißt die Grundlage für eine bestimmte Art des Erkennens ist.

Und schließlich ist in der Sprache ein großer Erfahrungsschatz niedergelegt. Eine jede Sprache ist das Ergebnis von Jahrtausenden, der Ertrag der geistigen Arbeit ungezählter Menschen. Was so in der Sprache an Erfahrungen und Wissen niedergelegt ist, das übersteigt jede Vorstellung von dem, was ein einzelnes Menschenleben je erbringen könnte.»

Wenn wir dies alles überdenken und ernst nehmen, so erscheint es uns ausgeschlossen, daß wir im Katechismusunterricht mit der Heilslehre beginnen dürfen. Die Heilslehre vermittelt schriftlich niedergelegte, tief ins theologische Denken verwurzelte Sinnzusammenhänge. Um diese zu erfassen,

müssen erstens die Kraft des kausalen Beziehungsdenkens gereift und zweitens die «theologische Sprache» erlernt sein. Beides vollzieht sich in der Reihenfolge der Kreise 1 – 2 – 3.

Liturgie und Sakramente bieten dem Kind die ersten Wirklichkeitserfahrungen der religiösen «Gegenstandswelt» (nicht Erlebniswelt!). Hier erlernt es auch den sprachlichen Ausdruck im elementaren «vorthologischen» Denken. Durch die sprachlichen Formulierungen wird die Sach- und Tätigkeitserfahrung ins Bewußtsein erhoben und im Rahmen des stufengemäßen Denkens innerlich gefestigt und geklärt. Jedes Wort, jeder Satz muß Sinngehalt und Form zu einer Einheit werden lassen.

Wörter wie (ich zitiere die erste (!) Seite des Deutschen Katechismus): 'Kirche Gottes', '... deinem ganzen Herzen', 'deiner ganzen Seele', 'deinem ganzen Gemüte', 'deinen Nächsten', 'Gemeinschaft der Gläubigen', 'Erlöser', 'reichen Schätze der Kirche Gottes', 'göttliches Leben', 'haben wir durch unsere Paten den Glauben bekannt', 'dem Teufel und der Sünde widersagt', 'unsere Aufgabe auf Erden erfüllen' usw. usw. sind oftmals sogar für Erwachsene leere «Worthülsen» ohne jeglichen Sinngehalt. Mit leeren Worthülsen aber wird jegliches religiöse Gespräch zum hohlen Geschwätz.

Im natürlichen Spracherwerb kommt zuerst das Wirklichkeits-erleben, das Erfassen seines Sinngehaltes, und erst dann das Verlangen nach dem bezeichnenden Wort. Erfahrungsgrundlage für das erste kirchliche Leben ist für das Kind die Feier des heiligen Meßopfers. Seine Sinne erfassen bei jeder Feier den Altar, die Gaben zur Opferbereitung, die heiligen Gefäße, die Gewänder des Priesters, die liturgischen Farben, die Sprache des Priesters, die Formen der heiligen Messe. Sache und Wort verbinden sich immer klarer: erst ist es das gesprochene Wort, dann aber muß die Einheit auch mit dem geschriebenen Wort erfolgen. Der Katechismus hat nun erstmals seine Hilfe anzubieten, indem die kirchlichen Erfahrungen in Wort und Satz wiedererkannt werden können. Sehr rasch werden auch die einzelnen Handlungen des heiligen Meßopfers in den Kreis der Betrachtung gezogen: der Gebetsgottesdienst, der Lesegottesdienst, die Opferbereitung, die Opferdarbringung und das Opfermahl (Kreis 2).

Der Schüler wird jetzt fähig sein, z. B. folgende Arbeitsaufgaben zu lösen: Erkläre, bei welchen Teilen der heiligen Messe wir stehen, bei welchen wir sitzen, bei welchen wir knien; warum wir diese verschiedenen Stellungen einnehmen; welche Gebete der heiligen Messe täglich wechseln. – Suche die Gebete der heiligen Messe, die der Heiligen Schrift entnommen sind. – Beobachte, wann der Ministrant ein Glockenzeichen gibt. – Zeige, wie man das Schott-Meßbuch aufschlägt usw.

Der Erwachsene muß auch wissen, daß für das Kind in diesem Alter zum Beispiel die Themen: «Wie feiert die Kirche das heilige Meßopfer?» und «Wie spendet der Priester die heilige Taufe?» einander näherliegen als die Themen: «Im Meßopfer wird das Gedächtnis des erlösenden Leidens gefeiert» und «Die heilige Messe ist das Opfer der Kirche». Sinnzusammenhänge können erst erfaßt werden, wenn Funktionsbeziehungen im Bereich der abstrakten Fremderfahrung «begriffen» werden. Die Darstellung zwischenmenschlicher Beziehungen im dritten Teil des Katechismus (Morallehre) bietet jene notwendige Hilfe an, die das rein begriffliche Denken reifen läßt. Für dieses Denken endlich bietet der dritte Teil des Katechismus die für das religiöse Denken wichtigste Hilfe an. Es muß aber betont werden, daß im 1. und 2. Teil in den Kreisen 2 und 3 die notwendigen Voraussetzungen für das Erfassen des dritten Teiles liegen!

Das Stoffprinzip für den Katechismusunterricht nach vorstehenden Grundsätzen lautet demnach: Thema ist alles, was der Erfahrungswelt jeder Stufe entspricht, unter dem stufengemäßen Aspekt und in stufengemäßer Darbietung. Nach diesem Prinzip könnte schon in der 1. Klasse von der kirchlichen Hochzeit die Rede sein, aber anders als in der 5. und

10. Klasse! Der Stoff soll sich auf den verschiedenen Stufen wiederholen.

Die Bibel im Religionsunterricht

1. Die Verwendung der Bibel im «erlebnishaften Erfassen» christlicher Wahrheiten.

Die Bibel im Glauben verstehen heißt: sie verstehen als Gottes Wort für mich jetzt und hier. Wo das Bibelwort in diesem Sinn «verstanden» wird, trifft es den Menschen im Kern seines Wesens.

In der Zeitschrift «Lebendige Kirche», Lambertus-Verlag, Freiburg, Heft 1962/2, macht *Josef Blank* mit dem «Nathan-Gleichnis» auf diese Wirklichkeit aufmerksam:

«Im zweiten Samuelbuch (2 Sam 11, 1-12, 35) wird die Geschichte von Davids Ehebruch mit Bathseba und dem nachfolgenden, an Infamie kaum mehr zu überbietenden Gattenmord an Uria berichtet. Daraufhin schickt Jahwe den Propheten Nathan zum König. Der Prophet erzählt dem König eine Geschichte:

„Zwei Männer lebten in einer Stadt, ein reicher und ein armer. Der Reiche hatte Schafe und Rinder in großer Zahl. Der Arme hatte nichts als ein Lamm, ein einziges, kleines, das er gekauft hatte. Er zog es auf. Bei ihm und seinen Kindern wurde es groß. Es aß von seinem Bissen, trank aus seinem Becher, schlief auf seinem Schoß. Er hielt es wie eine Tochter. Nun kam Besuch zum reichen Mann. Es tat ihm weh, von seinen Schafen und Rindern eines zu nehmen und es dem Gast zu bereiten, der gekommen war. Er nahm das Lamm des armen Mannes, um es dem Manne zu bereiten, der gekommen war“ (2 Sam 12,1-4).

Die Geschichte beginnt fast wie beiläufig und ist doch sehr zielbewußt angelegt. Sie arbeitet mit einem gewissen ‚Verfremdungseffekt‘, indem sie das Unrecht, das David begangen hat, auf eine neutrale Ebene überträgt, aber nur, um auf diese Weise den Zuhörer, hier König David selbst, umso ahnungsloser und desto sicherer in die Geschichte hineinzuzwickeln. Das geschieht denn auch. Das himmelschreiende Unrecht des Reichen an dem Armen erregt den König aufs äußerste. Ist er als König nicht der höchste Sachverwalter des Rechts? So wahr Jahwe lebt, der Mann, der das getan hat, hat den Tod verdient. Das Lamm muß er vierfach erstatten, weil er das getan und weil er kein Erbarmen gekannt hat, so lautet Davids Urteil. Er hat darin jeden Rückhalt preisgegeben und zeigt sich an der Geschichte zuinnerst beteiligt. In diesem Augenblick äußerster Spannung und Exponierung schlägt der Prophet zu: ‚Du bist der Mann ...‘ (2 Sam 14, 5-7). Man fühlt förmlich die Wucht des Zuschlags und wie der König in sich zusammensinkt. Dieses Gleichnis läßt, in enger Verbindung mit der konkreten Situation, in die es hineingehört, gut erkennen, was ein Gleichnis im biblischen Sinne ist und wie es gemeint ist. Die großen Gleichnisse Jesu müssen in einer gewissen Analogie hierzu verstanden werden ... Das Gleichnis ist meistens eine in sich geschlossene Einheit, die man nicht künstlich zergliedern kann. Das Gleichnis hat einen inneren Schwerpunkt, der die Geschichte zusammenhält und zu einem ganz bestimmten Ziel hinlenkt. Immer will das Gleichnis als Ganzes vernommen werden. Endlich muß sich der Hörer oder Leser selbst mit dem Gleichnis einlassen. Das ist der Sinn des Rufes: ‚Wer Ohren hat zu hören, der höre!‘ Bildhälften und Sachhälften sind im Gleichnis eng miteinander verwoben und aufeinander abgestimmt. Im Bild selbst leuchtet die gemeinte Sache auf. Je sorgfältiger man auf den Gang der Erzählung, auf den bildhaften Vorgang selber achtet, um so größer bleibt die Gewähr, daß man zur Sache vordringt. Wichtig ist schließlich für das Gleichnis immer der Appell an die Person des Hörers: ‚Du bist der Mann ...‘ Das Gleichnis meint, über den erstmalig angesprochenen Zuhörer hinaus, dich selbst, dein eigenes Leben! Man verfehlt das Gleichnis geradezu, wenn man diesen Appell übergeht, das heißt wenn man sich dem Gleichnis nicht stellt ... Es gehört zur rechten Verkündigung und Auslegung der Gleichnisse, diesen geheimen Stachel möglichst fühlbar zu machen und ihn nicht abzustumpfen. Die Gleichnisse erfüllen ihren Sinn nicht darin, daß der kritische Verstand sie einsieht und damit fertig wird, sondern darin, daß der Mensch der Botschaft glaubt und sich von ihr in seinem Denken, Leben und Handeln bestimmen läßt.»

Verstehen im Glauben ist das große Anliegen der Symbolerziehung. Im Verstehen begegnet der Mensch dem Anspruch des lebendigen Gottes. Wo Personen einander begegnen, da ist das Wort das eigentliche Mittel der Begegnung. Reden und Hören ermöglichen Begegnung und gegenseitiges Mitteilen. In der Begegnung ist der ganze Mensch gegenwärtig. Nicht nur die Worte wirken, sondern auch Blick und Haltung.

Jeder nimmt den andern mit allen Sinnen wahr. Er hört nicht nur den andern, er sieht ihn auch, er spürt seine Art. In der Bibel begegnet uns nun Gott mit seinem Wort, und zwar in der Weise, daß wir durch das Wort der Bibel die Berichte jener Zeugen vernehmen, denen der lebendige Gott einst wirklich und wahrhaftig begegnete. So ist mein Verstehen ein Nacherleben jener ursprünglichen Erfahrungen der Propheten und Apostel, die uns in der Bibel überliefert sind. In diesen Erfahrungen anderer aber entdeckte ich zugleich das, was mich unmittelbar angeht. Vergangenes erweist sich unmittelbar als bedeutsam. Es wirkt wie ein Funke, der über einen langen Zeitraum hinweg zündet; oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, es ist wie ein Samenkorn, das lange wie tot dalag und auf einmal in aufnahmebereiten Boden (Ziel der Symbolerziehung) fällt und nun aufgeht und wächst und Frucht bringt. Die Wahrheit, die im Verstehen aufleuchtet, kann nicht durch Denken erlangt werden (siehe das Beispiel Paulus!). Daher kann sie auch nicht jedermann einleuchtend gemacht und bewiesen werden. An all dies haben wir zu denken, wenn wir Kinder im Erstbeicht- und Erstkommunionunterricht vorbereiten. Diese Sakramente können in diesem Alter unmöglich im Sinne eines theologischen Denkens begriffen werden; aber das Herz der Kinder denkt tiefer als der Verstand des Erwachsenen. Die Wahrheit, die im Verstehen dieser Kinder aufleuchtet, ist nicht im Bewußtsein, sondern im Sein der Betroffenen. Die Verwendung der Bibel in der Symbolerziehung ist daher in Auswahl und Darbietung grundsätzlich verschieden zu jener (im andern Pol) des Katechismusunterrichtes.

2. Die Verwendung der Bibel im «verstandesmäßigen Erkennen» christlicher Wahrheiten.

Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter muß den zuhörenden Gesetzeslehrern die plötzliche Wendung «Ein Samariter aber, der des Weges zog, kam hin, und als er ihn sah, hatte er Mitleid mit ihm» entgegengeschlagen haben, wie damals dem David das: «Du bist der Mann ...»

Um die Wucht dieses Schlages zu ermessen, muß aber auch ein Erwachsener Jesu Worte auf dem Hintergrund seiner Zeit zu hören imstande sein. Entsetzen und Geschrei würden vielleicht einem Pfarrer entgegengeworfen, wenn er auf der Kanzel singgemäß umsetzen würde: «Ein gottloser Bolschewiki aber, der des Weges zog, kam hin, und als er ihn sah, hatte er Mitleid mit ihm.» Ein Kind kann unmöglich diese Schärfe in der Beantwortung der Frage: «Und wer ist mein Nächster?» heraushören. Ein Samariter ist für ein Kind ein Mann, der berufsmäßig den Verunfallten zu Hilfe eilt. Das Wort «Samariter» hat seinen Sinn gewandelt und in diesem Sinnwandel erscheinen die Worte Jesu verharmlost und erregungslos. Derartige Mißverständnisse drängen sich nun dem Bibelleser immer wieder auf. «Sie deuten auf eine viel zu wenig beachtete Wesensart der in Raum und Zeit erfolgten göttlichen Offenbarung beider Testamente.

Wie die vorbereitende Offenbarung des Alten Bundes, so entfaltet sich auch deren Vollendung in Jesus Christus als ein echt geschichtliches Geschehen. Sie vollzieht sich in lebendiger Verknüpfung mit einer konkreten Umwelt, mit bestimmten Menschen, mit bestimmten äußeren und geistigen Verhältnissen. So hören wir im Alten Testament noch nicht von Vierfürsten, vom römischen Kaiser und seinem Statthalter, von Proselyten und Gottesfürchtigen. Jesus hat es zu tun mit Pharisäern und Sadduzäern, mit Herodianern und mit Zeloten, mit Priestern und Schriftgelehrten, mit Zöllnern und Sündern. Wie auch seine späteren Apostel, rechnet er mit mannigfachen konkreten Verhältnissen, Vorstellungen, Erwartungen und Begriffen, die zu seiner Zeit lebendig waren. An diese anknüpfend und in gleichzeitiger Auseinandersetzung mit ihnen spricht Jesus aus, was er als göttliche Offenbarung auszurichten hat. Es hat Gott nun einmal gefallen, daß der Logos, das Wort Gottes in Person, Fleisch geworden, ganz und gar in diese Welt eingetreten ist» (Dr. A. Vögtle in «Lebendige Kirche», 1962/4).

Das Lesen der Bibel hat daher im Katechismusunterricht eine ganz andere Bedeutung als in der Symbolerziehung. Ein Kind, das in der dritten Klasse mit gläubigem Herzen von der Erschaffung der Welt hört und liest, wird die folgenden Denkaufgaben wie chinesische Sätze anstarren: «Was bedeutet: Gott hat die Welt erschaffen? Warum hatte Gott es nicht nötig, die Welt zu erschaffen? Warum hat Gott die Welt erschaffen? Warum erhält Gott die Welt? Wie regiert Gott die Welt? Was folgt für uns daraus, daß Gott alles erschaffen hat?» (Deutscher Einheitskatechismus, schweiz. Lizenzausgabe, Seite 31). Man sage nun nicht, dann müsse man halt den Kindern den Katechismus einige Jahre später in die Hände geben. Auch einige Jahre später sind keine solche Denkleistungen zu erwarten, ganz einfach deshalb nicht, weil man nicht springen kann, bevor man stehen kann. Auch im theologischen Denken gibt es, wie im mathematischen Denken, ein Einmaleins zu erlernen: und bevor dieses einwandfrei geübt ist, soll man sich nicht in die höhere Mathematik hineinbegeben. In der Sakramentenlehre und der Morallehre sind vorerst nach Möglichkeit jene Stellen aus der Bibel zur Betrachtung heranzuziehen, die unmittelbar von der Eigenerfahrung zur Fremderfahrung hinüberführen. Man wird jetzt die Bibel auch immer mehr zur Veranschaulichung von dem kindlichen Verhalten wesensgleicher Verhaltensweisen aus dem Leben der Erwachsenen heranziehen. Für seine zwischenmenschlichen Beziehungen lernt das Kind durch die Bibel allgemeingültige, von Gott gesetzte Normen erkennen. In der Verdichtung verstandener Einzelbilder endlich reift die Fähigkeit heran, thematische und damit innerliche Zusammenhänge zu erfassen (Kreis 3).

Die Verwendung der Bibel hat daher, je nach dem Bildungsbemühen, verschiedene Hauptziele:

- ▶ Religiöses Ergriffenwerden durch die Erzählungen.
- ▶ Gedächtnismäßige Bausteine und Bilder liefern für spätere tiefere Erkenntnis.
- ▶ «Biblische Theologie», Sinnzusammenhänge schaffen.

Das Gesetz der «Nähe» im Religionsunterricht

Das Gesetz der Nähe ist das Urgesetz der Menschenbildung. Das besagt, daß der Mensch als erstes die allernächsten Beziehungen zur Umwelt zu vollenden habe, im Nehmen und Geben, im Einsichtnehmen und Gestalten, in jeder Weise einer Wechselbeziehung des Menschen zu seinem Milieu.

Jesus Christus hat das Grundgesetz der Nähe im Gleichnis vom barmherzigen Samariter eindringlich und klar gelehrt: «Liebe deinen Nächsten» nach Art des Samariters, der Balsam über die Wunden goß. Wir erwachsene Erzieher dürfen diese Worte nicht umbiegen in «Liebe die Menschheit». Dieser «Ver-irring» kann aber der Katechismusunterricht leicht erliegen: nämlich dann, wenn das religiöse Denken in die ferne Welt abstrakter Begriffe geführt wird, bevor die «nächsten Verhältnisse» für die Liebe des Herzens erleuchtet und geordnet sind.

Wir glauben nun, daß der Deutsche Katechismus dieser verfehlten Denkerziehung Vorschub leistet. Das Ordnungsprinzip im Deutschen Katechismus ist ein sachlogisches und nicht ein psychologisches. Der religiöse Wissensschatz ist in peinlicher Sorgfalt vom theologischen A bis zum theologischen Z lückenlos aufgebaut, und jede Glaubensfrage ist begrifflich messerscharf formuliert, sowohl in der Frage wie auch in der Beantwortung. Aber gerade diese intellektuell fehlerlos aufgebaute Ordnungswelt erschwert die Sicht nach den nächsten

Beziehungen. Ein Schreiten vom Abstrakten zum Konkreten widerspricht den Ordnungsgesetzen der geistigen Entfaltung und schädigt sie. Dieser psychologisch verfehlte Aufbau des Lehrbuches wird nun nicht gemildert, indem jeder Abschnitt durch sogenannte «Anschauungstexte» aus der Bibel vorpräpariert wird. (Die Bibel ist zudem nicht geschrieben worden, um den Katechismus abschnittsweise ins klare Licht zu rücken, sondern umgekehrt.)

Es ist auch keineswegs nötig und vollkommen unmöglich, den ganzen religiösen Wissensschatz an Volksschüler vom 1.-10. Schuljahr heranzubringen. Schon ein Versuch würde die schwerwiegendsten Folgen für die Menschenbildung nach sich ziehen. Mit allem Nachdruck müssen wir hier Pestalozzi zitieren:

«Doch ist für die Bahn deines Lebens
Sämtliche Wahrheit nicht nötig,
Der Wissensbereich, der dem Menschen
Der besonderen Lage kann frommen,
Ist eng nur und klein!
In kleinen und engen Ringen
Schließt sich sein Bereich um sein Wesen,
Um seine nächsten Verhältnisse an.
Dehnt aus sich in kreisenden Wellen,
Stramm sichtlich dabei als Zentrum
Und Wegweisung jeglicher Wahrheit
Den Menschen der besonderen Lage.
In engen Kreisen formt sich
Reiner Wahrheitssinn.
Auf dem festen Grund der Kenntnis
Nächster Verhältnisse nur ruhet
Reine menschliche Weisheit.
Und auf dem Boden sicher geformter
Gestaltung der unmittelbaren Umgebung.»

(«Abendstunde»)

Wohl spielt der Stoff im Religionsunterricht aller Stufen eine entscheidende Rolle, weil das christliche Heil auf klar umschreibbaren Gegebenheiten und Erkenntnissen beruht. Nie darf es sich bloß um vage Gefühle und verschwommene Vorstellungen handeln. Aber gerade deshalb ist die Entfaltung des reinen Wahrheitssinnes so entscheidend wichtig, weil es um die vom Schüler begriffene Wahrheit geht. Währenddem im Deutschen Katechismus der Stoff des Religionsunterrichtes (ungesehen der Fassungskraft der einzelnen Entwicklungsstufen) abschnittsweise auf die verschiedenen Schuljahre verteilt wird, möchten wir mit Alois Müller für den Neuen Katechismus fordern:

1. Thema ist alles, was der Erfahrungswelt jeder Stufe entspricht unter dem stufengemäßen Aspekt und in stufengemäßer Darbietung. (Nach diesem Prinzip könnte schon in der 1. Klasse von der kirchlichen Hochzeit die Rede sein, aber anders als in der 5. und 10. Klasse. Der Stoff soll sich auf den verschiedenen Stufen wiederholen.)
2. Das rein objektive Sachwissen ist nie die Hauptsache des Religionsunterrichtes, sondern die Tiefe des religiösen Erfassens.
3. Mit dem Stoff ist stets auf drei Ziele hinzuwirken:
 - a) Die personale Beziehung zu den drei göttlichen Personen (Gebets-, Innenleben);
 - b) die Bejahung des Willens Gottes in den Geboten (werk-tätige Liebe);
 - c) die Einsicht und Bejahung der Kirche als Heilsgemeinschaft und Vermittlerin der Wahrheit und der Gnade (sakramental und subjektiv).

K. Stieger

Die nächsten zwei Nummern sind Doppelnummern: 13/14 erscheint am 31. Juli, 15/16 am 31. August. Nr. 17 am 15. September.

APOLOGIE DER GROSSTADT

Es ist ein sehr beliebtes Thema, über die Stadt, ihre Verlockungen, ihre Verwüstungen, ihre menschenzermürbende Gewalt Klagelieder anzustimmen. Am meisten schimpfen diejenigen, die um keinen Preis von der Stadt wegziehen und etwa einen ländlichen Beruf ergreifen würden, weil sie von der Stadt wie von einer Klapperschlange fasziniert sind und alle ihre Annehmlichkeiten genießen wollen – aber trotzdem mit den Problemen des städtischen Lebens nicht fertig werden.

Wir haben schon vor Jahren darauf hingewiesen, daß das Wachstum der großen Städte in unserer Zivilisation wegen der Vorteile, die sie bieten, unvermeidbar sei, und daß man besser allen Geist darauf verwenden würde, sie zu sanieren und menschenwürdiger zu gestalten, als über sie zu jammern.

Nachdem in Deutschland die meisten großen Städte durch die Kriegseinwirkungen zur Hälfte, ja bis auf wenige Überreste zerstört worden waren, hatten manche Idealisten auf eine Auflösung dieser gefährlichen Gebilde gehofft. Die Entwicklung hingegen zeigt, daß es heute keine einzige Stadt mehr gibt, die nicht wenigstens ebensoviele Einwohner hätte wie früher. Die meisten dieser Städte sind innerhalb von 15 Jahren weit über die früheren Grenzen hinausgewachsen und eben daran, sich weitere Satellitensiedlungen, ja Satellitenstädte anzugliedern. Dies in England ebenso wie in Schweden, in Frankreich wie in Italien, in der Schweiz wie in Australien, in Rußland und China wie in den USA und in Südamerika. Und das wenigstens so lange, bis die Stadt das Land zivilisatorisch erobert und durchdrungen hat.

Wie man sich in manchen kirchlichen Kreisen leider erst zu spät von mittelalterlichen Vorstellungen lösen konnte und es dabei versäumte, die kirchlichen Methoden und Veranstaltungen entsprechend umzustellen, so kostet es auch heute gewaltige Mühe, das Wesen der großen Städte zu erfassen und sich in der kirchlichen Organisation, den Seelsorgsmethoden, den Formen des Kultus und der Verkündigung auf den neuen Menschentyp und seine Lebensgewohnheiten einzustellen.

In der Urkirche war das anders. Sie war eine ausgesprochene Stadtkirche: Jerusalem, Damaskus, Antiochien, Ephesus, Thessalonich, Athen, Korinth, Alexandrien, Rom waren die Zentren kirchlichen Lebens und es war selbstverständlich, daß jede größere Stadt ihren Bischof hatte. Die «Paganen» wohnten auf dem Land, die Heiden auf der Heide, die «Gentiles» waren die Ungläubigen. Das war im Mittelalter nicht anders: die großen Städte waren die Bischofsstädte und die Kirche war, wenn man von gewissen feudalen Verhältnissen und etlichen, allerdings großartigen Klostersiedlungen, die die Einsamkeit suchten, absieht, eine überwiegend städtische Kirche.

In der neuen Zeit sind die Bischofssitze leider vielfach in zurückgebliebenen Städten hängengeblieben, während sich das pulsierende, vorwärtstrebende Leben in anderen Städten sammelte, die dann vielfach die geistige Führung in einem leider areligiösen, nicht selten kirchenfeindlichen Sinn übernahmen. In der Schweiz wie in Deutschland gibt es dafür besonders charakteristische Beispiele.

Aber nicht nur kirchliche Kreise, sondern auch viele Soziologen, Psychologen und sehr viele sonstige Intellektuelle hatten große Mühe, zum neuen Gebilde der modernen Stadt den richtigen Zugang zu finden. Wenn man von einigen kritiklos Begeisterten absieht, so überwog bei weitem die Angst, Ratlosigkeit, Ablehnung.

Da ist es eine wahre Wohltat, einem gewiegten und besonnenen Soziologen zu begegnen, der energisch mit vielen Vorurteilen und Fehlmeinungen aufräumt und neben den Schattenseiten auch unbefangen und sachkundig die positiven Seiten und Möglichkeiten aufzuzeigen unternimmt.

Eine solche Apologie der Großstadt bietet uns in konzentrierter Form das schmale Bändchen von Prof. Hans Paul Bahrdt: «Die moderne Großstadt» (Rowohlt Enzyklopädie, Nr. 127), dem wir in einigen Überlegungen folgen wollen.

Bahrdt entwickelt einen höchst interessanten, spannungsreichen Begriff städtischen Lebens, der zwar nicht völlig neu ist, aber doch sowohl bei Soziologen und Kulturkritikern wie besonders bei allen, die sich um die Gesundung städtischen Lebens bemühen, zu wenig beachtet worden ist. Gewiß ist er in mancher Hinsicht ergänzungsbedürftig und verlangt nach verschiedenen Seiten hin negative wie positive Zusätze. Trotz-

dem erweist er sich als ein so brauchbares Instrument zur tieferen Erfassung des Wesens und Lebensgesetzes der Stadt, daß er für weitere Studien, insbesondere aber für praktische Beurteilungen und Maßnahmen, eine brauchbare und fruchtbare Grundlage abzugeben vermag.

Kritik der Großstadtkritik

Zunächst bemüht sich Bahrdt, den Nebel mancher Vorurteile zu durchdringen und den Schutt von Fehldeutungen abzutragen.

Bis in die neueste Zeit herrschen bei manchen Autoren, ja selbst bei städtebaulich interessierten Architekten Klischees einer pessimistischen Beurteilung der Stadt vor. Bahrdt zitiert J. Göderitz, R. Rainer, H. Hoffmann, die in ihrem Werk «Die gegliederte und aufgelockerte Stadt» (Tübingen 1957) gleich an den Anfang die Sätze stellen: «Je mehr die lebensstarke Landbevölkerung zurücktritt gegenüber der Bevölkerung der Großstädte, die ihre Volkszahl nicht aus eigener Kraft erhalten können, umso stärker muß sich der ungünstige Bevölkerungsaufbau dieser immer zahlreicher werdenden Großstädte in der Vergreisung des gesamten Volkes auswirken.» Einige Seiten später ist von der Vermassung die Rede, «die schon in der fortschreitenden Mechanisierung des Berufslebens liegt» und die durch die üblich gewordene Übereinanderhäufung der Wohnungen noch verstärkt werde. Bahrdt meint dazu: «Leider verzichten die Autoren darauf, diese Behauptung zu beweisen ... Die Verfasser bedachten nicht, daß umfassende Urteile solcher Art gewöhnlich nicht deshalb von Generation zu Generation weitergegeben werden, weil sie richtig sind, sondern weil sie eine ideologische Funktion besitzen. Sie übersahen, daß diese Großstadtkritik nur ein Stück einer umfassenden Zivilisationskritik ist, die insbesondere in Deutschland die Grundierung des politischen Weltbildes pseudokonservativer Gruppen aller Art darstellt.» Vollkommen richtig. Die meisten Argumente gegen die Stadt hat schon vor hundert Jahren W. H. Riehl geliefert. Bahrdt sagt dazu nicht zu Unrecht: «Es ist die Großstadt der beginnenden Industrialisierung, von der er spricht. Und unsere heutige stereotyp gewordene Großstadtkritik meint, ohne es zu wissen, die gleiche Stadt, die aber inzwischen der Vergangenheit angehört. Die ideologische Funktion der Großstadtkritik im Rahmen eines romantischen Konservatismus hat die Kritiker daran gehindert, die veränderte Wirklichkeit zu erkennen ... Erst wenn der Nebel der romantischen Großstadtkritik durchstoßen ist, wird es möglich sein, die eigentlichen Probleme der modernen Großstadt zu verstehen» (Seiten 12–17). Doch gehen wir ins Einzelne.

Irrtümer der «Biologen»

Ein erster Vorwurf, der der Stadt gemacht wird, betrifft den Geburtenrückgang, der in der Stadt einsetzte und hier ganz besonders markant in Erscheinung trat. Die Stadt könne sich nur auf Kosten des Landes erhalten, indem sie von dort ständig neuen Zuzug anlocke, ohne diesen Zuzug aber aussterben würde.

Diese These ist zwar für manche Verhältnisse richtig, im ganzen aber zu global und trifft die Wahrheit nur halb und vielleicht in einer Weise, die manche überraschen mag.

Zunächst scheint es richtig zu sein, daß gerade mittelalterliche Städte auf ständigen Zuzug vom Land angewiesen waren. Sie hatten zwar eine verhältnismäßig große Geburtenzahl – aber sie waren vielfach im Lauf der Zeit innerhalb der starren Stadtmauer so eng geworden, daß sie zum Teil eine sehr hohe Sterblichkeit aufwiesen: Sie waren mit ihren engen und lichtlosen Gassen und schmalen Häusern sowohl der Tuberkulose wie auch den häufigen Seuchen, die durchfahrende Leute, Soldaten, Händler, Gaukler, Orientreisende eingeschleppt hatten, ganz besonders ausgesetzt.

Die enorme Entwicklung der Städte in der Frühzeit der Industrialisierung war natürlich ohne große Wanderungsströme vom Land nicht zu erklären: Nicht die Stadt lockte die Leute an, das Land schob sie ab, weil dieses sie nicht mehr zu ernähren vermochte. Gerade in dieser Zeit ist jedoch für die Städte eine große Fruchtbarkeit charakteristisch, die die des Landes schon deswegen erheblich übersteigt, weil in ihr viel mehr junge Leute heiraten konnten als auf dem Land.

Erst seit der Jahrhundertwende setzte in der Stadt eine erhebliche Geburtenbeschränkung ein – wobei aber weder städtisches Leben noch städtische Mentalität, sondern eine Vielzahl von Gründen maßgebend war, die heute auch auf dem Land

sehr rasch wirksam werden. Vor hundert Jahren war die Geburtenbeschränkung nicht in der Stadt, sondern in gewissen ländlichen Besitzschichten, die eine Zersplitterung des Besitzes befürchteten, am häufigsten. «Es gibt überhaupt kein Naturgesetz stärkerer Vermehrung in ländlichen als in städtischen Siedlungsformen und überhaupt keine mystische Verbindung zwischen der Siedlungsform und dem generativen Verhalten von Menschen», sagt ein so besonnener und ausgesprochen familienfreundlicher Bevölkerungswissenschaftler wie *Gerhard Mackenroth*, dem wir eine der objektivsten Darstellungen der Bevölkerungsentwicklung verdanken (Bevölkerungslehre, Berlin-Heidelberg 1953, vgl. S. 122 ff).

Ja es gibt Anzeichen, daß sich unter bestimmten Bedingungen das Verhältnis der Kinderzahl umzudrehen droht. In zivilisatorisch sehr weit fortgeschrittenen Ländern, wie zum Beispiel in Schweden und USA, zeigt sich, entgegen einer weitverbreiteten Meinung, die Tendenz, daß mit steigendem Einkommen auch die Kinderzahl wieder steigt. Ein von städtischer Kultur und Zivilisation so sehr geprägtes Land wie die USA hat eine der höchsten Geburtenziffern der Welt, wenn man etwa von gewissen asiatischen Staaten absieht. Aber auch in Asien stand das hochindustrialisierte und verstädterte Japan an sehr hoher Stelle bezüglich der Kinderzahl – so sehr, daß der Staat aus nationalen Gründen eine massive Kampagne gegen die zu hohe Geburtenziffer starten zu müssen glaubte.

Völlig unbewiesen ist eine weitere These der «Biologen», die These vom Begabungsschwund in der Stadt. Sicher ist, daß die Stadt auf hohe Begabungen eine gewaltige Anziehungskraft ausübt, und daß diese in der Stadt – natürlich – auch ihre besten Kräfte verbrauchen. Es besteht eine tatsächliche Gefahr der Auslaugung des Landes von hohen Begabungen wegen dieser Anziehungskraft der Stadt. Aber wer will diese Anziehungskraft, die bessere Entfaltung und wirksamere Einsatzmöglichkeiten verspricht, tadeln? Im übrigen wandern Menschen aus sehr verschiedenen Gründen in die Stadt: Unternehmungslustige wie Gescheiterte, ledige Mütter wie Ehrgeizige, ländliches Proletariat wie solche, die auf dem Land weder heiraten noch erben können.

«Geburtenbeschränkung ist offenbar ein Merkmal der gesamten späteren industriellen Gesellschaft. Es gibt sicher auch eine gemeinsame Ursache: es hat eine Veränderung der Einstellung stattgefunden. Auf einem Gebiet, auf dem man sich früher meist – freilich nicht immer – den Gegebenheiten fügte, zeigt man ein rationales, planendes Verhalten. Die Motive, auf Grund derer man von der Möglichkeit der Geburtenbeschränkung Gebrauch macht, waren und sind aber ganz unterschiedlicher Natur. Eines von vielen Motiven war ohne Zweifel, daß die Wohnquartiere der städtischen Massen für das Aufziehen von Kindern sehr ungünstig waren ... Andere Gründe gelten heute auf dem Land genau so wie in der Stadt. In der vorindustriellen Gesellschaft war die Benachteiligung der kinderreichen Familien ohne Zweifel geringer. Die lange und intensive Schulausbildung, die in der modernen Gesellschaft notwendig ist ..., ferner die geringe Verwertbarkeit kindlicher Arbeitskraft in einer technisierten Welt haben sowohl auf dem modernen Bauernhof wie auch im großstädtischen Arbeitnehmerhaushalt zur Folge, daß Kinderreichtum eine unverhältnismäßig große wirtschaftliche Belastung darstellt» (S. 22).

Reduktion der Familie

Bahrdr kämpft gegen zwei weitere «halbrichtige Thesen: Reduktion zur Kleinfamilie und Funktionsverlust der Familie». Entgegen manchen Prognosen einiger Zeitungsschreiber, aber auch mancher ernster Wissenschaftler hat sich die städtische Familie nicht etwa überlebt und aufgelöst, sondern sogar eine unerwartete Festigkeit und Zähigkeit gezeigt, ja Regenerationskraft bewiesen, die manche überrascht hat. Das haben vor allem die Untersuchungen von *Schelsky* und *Wurzbacher*, aber auch manche andere bewiesen. In Frankreich hat ein richtiges *Renouveau familial* eingesetzt.¹

Gewiß enthalten die beiden genannten Thesen auch manch Richtiges. Die neue Familie ist nicht mehr die alte. Die Familie

ist in der Stadt zur kleineren Zweigenerationenfamilie von Eltern und Kindern, ohne Großeltern und ohne Verwandte geworden – wenigstens was das Zusammenwohnen unter einem Dach anbelangt. Aber viele genaue Untersuchungen zum Beispiel in London und Frankfurt haben gezeigt, daß zwar die Haushalte kleiner geworden, der Familienzusammenhalt und die Familienbeziehungen zu Großeltern und sonstigen Anverwandten auch in den Städten viel größer sind als erwartet wurde.

Im übrigen gibt Bahrdr zu bedenken: «Die Großfamilie hat im christlichen Abendland niemals den Rang gehabt wie in vielen anderen Kulturen: sie besaß keine religiöse Weihe. Der Christ kennt keine Ahnengeister, keine Hausgötter, keine Lokalgottheiten, die dem Wohnsitz der Familie einen metaphysischen Rang geben. Das Familienoberhaupt besaß niemals priesterliche Funktionen. Die Familie war keine Kultgemeinschaft im strengen Sinn. Eine religiöse Fundierung hat die christliche Familie nur in zweierlei Hinsicht: Erstens, die Ehe ist nach katholischer Auffassung ein Sakrament, nach protestantischer ein Bund, der vor Gott geschlossen wird; zweitens, den Kindern ist geboten, Vater und Mutter zu ehren. Man könnte also mit einiger Übertreibung behaupten: religiös fundiert ist für den Christen nur die Kleinfamilie ... Die Tatsache, daß die Großfamilie als Clan oder Sippe keine religiöse Fundierung im Abendland besaß, ist sicherlich eine der Ursachen für die Beweglichkeit der Abendländer und die Dynamik ihrer Geschichte. Daß die Kategorien ‚Blut‘ und ‚Boden‘ keinen religiösen Sinn hatten, begünstigte auch vor der Säkularisierung und Industrialisierung Ortswechsel der Einzelnen und Expansität der Völker ...»

Am Funktionsverlust der Familie ist wenigstens dies richtig, daß viele Tätigkeiten und Leistungen, die früher in der Familie selbst erbracht wurden (landwirtschaftliche Produktion, Spinnen, Weben, Kleidermachen, Unterricht der Kinder usw.), heute in erheblichem Ausmaß nach außen auf familienfremde Einrichtungen verlagert worden sind. Aber ebenso überraschend zeigt sich immer wieder, wieviel doch in der Familie selbst erledigt wird, und zwar geradezu in steigendem Maße, wenn nur die Möglichkeiten dazu geboten werden. «Do it yourself – Mach es selbst», Pflege von Blumen und Aquarien, Kleider machen, Stricken, Kochen (wobei auch die Männer in steigendem Maße zugreifen, schon wegen des Mangels an Dienstboten), Hausmusik, Hobbys, Bastelwerkstätten usw., usw.

«Hinzu kommt, daß gerade der steigende Wohlstand viele neue tertiäre Bedürfnisse geweckt hat. Ein modernes, hygienisch einwandfreies Aufziehen von Kindern, ferner Hochglanzmöbel und korrekte bürgerliche Kleidung für jedermann, die Instandhaltung der zahlreichen neugebauten Siedlungshäuser und Eigenheime erzwingen Arbeitsleistungen, die der Bezieher mittlerer und kleinerer Einkommen nicht auf den Markt abwälzen kann, weil sie wie alle tertiären Leistungen für ihn zu teuer geworden sind.

Dies bedeutet nun, daß auch im heutigen städtischen Arbeitnehmermilieu, in dem angeblich Arbeiten und Wohnungen völlig getrennt sind, der Haushalt eine Stätte der Arbeit ist, die wert ist, betriebswirtschaftlich analysiert zu werden. Dieser Aspekt ist wichtig für den Wohnungsbau. Allzu oft vernachlässigen auch gute Architekten Größe und Struktur der Arbeitsfläche, während sie der Konsumfläche, zum Beispiel dem Wohnzimmer, alle Liebe zuwenden» (S. 31/32).²

Ferner gibt es auch in der industriellen Gesellschaft – auch in der Stadt – noch eine beträchtliche Minderheit von selbständigen Berufstätigen, die ihre Arbeit im Familienverband oder wenigstens in engem räumlichem Kontakt mit dem Familienhaushalt verrichten, zum Beispiel Ladenbesitzer, Handwerker, Tankstellenpächter, Gastwirte, Ärzte, Steuerberater, Versicherungsagenten usw. Daneben findet sich viele legale Nebenerwerbs- und auch Schwarzarbeit, die zu Hause geleistet wird.

¹ Im Werk von Leclercq/David «Die Familie» (Herder-Verlag, 1955, 2. Auflage 1959, besonders Seiten 199–207) wird dafür eine Reihe von Zeugnissen beigebracht.

² Vgl. E. Egner, *Der Haushalt*, Berlin 1952; ferner O. Brunner, *Neue Wege der Sozialgeschichte*, Göttingen 1956.

Die «ambulante Großmutter»

Im übrigen hat wohl Bahrdt recht, wenn er meint, die Kleinfamilie (die man bereits für den Normalfall hielt) komme seltener vor als man denke. Sowohl in den Wohnungen als auch über die engen Wohnungsgrenzen hinaus im Haus oder im Stadtviertel bilden sich wirtschaftlich kooperierende Familienverbände, die zwar meist nicht als vollständige Sippen anzusprechen sind, die jedoch größer sind als die nur aus Eltern und nichterwachsenen Kindern bestehende Kleinfamilie. Nur der erweiterte Familienverband kann jeden innerfamiliären Lastenausgleich zustandebringen, der durch die verschiedenen Entwicklungsphasen der Familie notwendig wird und den Familienalltag auch heute noch charakterisiert. Die im Haus oder in der Nachbarschaft wohnende Großmutter hilft ihrer Tochter im Haushalt und beaufsichtigt die Kinder, damit die Mutter doch noch auf Arbeit gehen kann. Sie erhält dafür Essen und viele Kleinigkeiten, da sie mit ihrer Rente nicht auskommt. Der Großvater, der Rentner ist, besorgt den Garten des Siedlungshauses, um den sich der Sohn wegen der vielen Überstunden, die er leisten muß, um das Haus abzuzahlen, nicht kümmern kann. In Familien, die über das ganze Land verstreut sind, findet man das Phänomen der «ambulanten Großmutter», die ständig auf Reisen ist, um jeweils in demjenigen Haushalt ihrer Kinder zur Stelle zu sein, wo es brennt.

Ebenso berechtigt ist die Bemerkung, der Inhalt des Familienlebens bestehe auch heute noch nicht nur aus gemeinsamem Konsum, sondern zunächst auch aus gemeinsamer Arbeit vor oder nach Feierabend.

«Diese Tatsache ist so bedeutsam, daß der vor allem in der Zeit der industriellen Wanderungen bemerkte Trend zur Kleinfamilie gewissermaßen auf halbem Weg steckengeblieben ist. Der Wohnungsbauer sollte darauf Rücksicht nehmen, daß in unseren Haushalten häufig weitere Familienangehörige leben – oder leben möchten –, für die die allzu große Intimität unserer Zwei- und Dreizimmerwohnungen unerträglich ist, die vielmehr Separierungsmöglichkeiten brauchen. Der pessimistische Kulturkritiker darf beruhigt sein: von einer Entleerung, Auflösung der Familie oder Verkümmern zur ‚Zeitfamilie‘ ist keine Rede» (S. 33).

Soziale Vereinzelnung und Vermassung

Man hat viel von der «Vereinzelnung» und «Vereinsamung» in der Stadt gesprochen und damit auch gleich das Schlagwort «Vermassung» in Zusammenhang gebracht.

Um das Apostolat der Ordensfrauen in der modernen Welt

(Von Kardinal Suenens erschien im Herbst 1962 eine Studie über Stellung und Aufgabe der Ordensfrau innerhalb der Kirche im Hinblick auf die Welt von heute unter dem Titel: «Promotion apostolique de la religieuse» [Desclée de Brouwer, Bruges-Paris], die bald darauf bei Otto Müller, Salzburg, auch in Deutsch erschien [«Krise und Erneuerung der Frauenorden»]. Wir bringen im folgenden eine, wie uns scheint, beachtenswerte Stellungnahme zu diesem Buch, erschienen in der «Semaine Religieuse de Paris» vom 18. Mai 1963. d. R.)

Der Kardinal bezeichnet in großen Strichen, was die Welt von heute, in der wir leben, charakterisiert und betont die Emanzipation der Frau, die heute eine anerkannte Tatsache ist und sich in raschem Lauf vor unseren Augen vollzieht. Dann kommt er auf das heutige Leben der Ordensfrauen zu sprechen.

Er konstatiert ein Malaise und eine Abwertung des weiblichen Ordensberufes und glaubt, daß sie zu einem großen Teil einem Mangel an Anpassung an die Apostolatsbedürfnisse der Kirche zuzuschreiben seien.

In einem trefflichen Kapitel (sechs): «Der tiefe Sinn der Ordensberufung», zeigt der Kardinal die Größe und Schönheit des Ordenslebens und gleichzeitig, wie dieses göttliche Geschenk eine Sendung einschließt: «Wenn jedoch Gott liebt, wenn er

Man könnte aber einerseits darauf hinweisen, daß auch die alten Bürgerstädte in der Regel keineswegs voll integrierte Gemeinschaften waren, sondern daß neben den eigentlichen Bürgern in den Mauern der Städte zahlreiche Menschen lebten, die kein Bürgerrecht besaßen und die keinerlei Aussicht hatten, «dazuzugehören», deren Nichtintegriertheit gerade in Verbindung mit physischer Nähe des Zusammenlebens ständig Anlaß zu Konflikten gab. Das galt nicht bloß für die wandernden «Zigeuner», sondern auch für viele andere «Fremde». Die neue Agrarsoziologie hat ähnliches in einer Reihe von Dörfern festgestellt.

Andererseits kann man darauf hinweisen, «daß es in der Großstadt sehr viel mehr nachbarschaftliche Beziehungen gibt als angenommen wird, daß der Großstädter mehr sucht und im allgemeinen auch mehr findet, als ein ‚soziales Existenzminimum‘». Diese Nachbarschaften bauen freilich oft oder sogar zumeist nicht auf der räumlichen Nähe, sondern auf der Arbeit im gleichen Betrieb, der Zugehörigkeit zum gleichen Verein, dem gemeinsamen Kirchengang, der gleichen politischen Partei usw. auf. Es bildet sich ein neuer Begriff von «Nachbarschaft» heraus, der weniger materiell auf der physischen Nähe als vielmehr auf Gleichartigkeit der Interessen, weltanschaulichen Auffassungen usw. beruht.

Abschließend sei festgestellt: Zweifellos begegnen Mensch und Familie in der Stadt manchen Schwierigkeiten und vor allem manchen neuen Umständen und Aufgaben, die auf dem Land nicht vorhanden waren. Das gilt vor allem für die Familie, die noch das ländliche Leben in den veränderten Verhältnissen der Stadt festzuhalten und weiterzuführen sucht. Eine Umstellung ist nötig. Und zwar eine mutige Umstellung, sowohl von seiten der Familie in ihrem Lebensstil – wie natürlich auch auf seiten der Wohnungs- und Städtebauer und der Gesellschaft. Dann aber sind ein gesundes Familienleben und persönliche Intimität und Entfaltung in der Stadt nicht nur möglich, sondern finden sogar eine Reihe von neuen Chancen, die eine Entfaltung und Vertiefung ermöglichen und fördern, wie es in anderen Verhältnissen nicht so leicht der Fall war.

Von diesen soll in einem nächsten Beitrag die Rede sein.

J. David

jemanden vorzieht, dann geschieht dies, damit die Gesamtheit der Welt reicher werde» (S. 65). Um den religiösen Frauenkongregationen diese «ausgeweitete Sicht» der ihnen von Gott geschenkten Gnade wiederzugeben, schreibt er dieses Buch. Wir erleben heute so viel geistiges Elend; da sollte die Kirche – der Verfasser unterstreicht das sehr – auf ihre gottgeweihten Frauen bei der Belebung des ganzen weiblichen Apostolats zählen können. Durch ihre Generaloberinnen und Generalkapitel müssen die Kongregationen deshalb dahin gelangen, daß sie sich in ihrem Brauchtum an die Forderung eines zeitgemäßen Apostolats anpassen und ihren Schwestern die heute notwendigen Apostolatsmethoden beibringen. Zum Schluß weist er darauf hin, was eine zeitgemäße Formation der Ordensfrau für die Kirche bedeuten könnte. «... die Ordensfrau steht im Herzen der religiösen und sittlichen Zukunft eines Landes. Sie trägt die Schlüssel des Himmelreichs. Die Kirche kann die Worte der Heiligen Schrift auf sie anwenden und zu ihr sagen: ‚Mein Schicksal liegt in Deinen Händen.‘» Wenn man dieses Buch zu Ende gelesen hat, wird man aber, trotz der vielen glücklichen Formulierungen, die es bietet, ein gewisses Unbehagen nicht los. Warum? Wie mir scheint, weil es doch noch einige Dinge in ihrer Uneindeutigkeit beläßt.

Apostolat des Seins

1. Der Kardinal schreibt (S. 58 und 61):

«Dieses unter das Zeichen des Gehorsams gestellte gemein-

same Leben, das in einem bestimmten Rahmen und gemäß einer von der Kirche anerkannten Regel gelebt wird, stellt ein öffentliches Zeugnis für die Transzendenz Gottes und für die Wirklichkeit des Übernatürlichen dar. Die Ordensfrauen geben ein Zeugnis dafür, daß Gott ein Recht darauf hat, daß er über alles geliebt und daß ihm vor allem anderen gedient wird. Sie stellen der Welt ein Rätsel: Woher das Geheimnis einer solchen Berufung? Wovon nährt sich ihre Hingebung? Wo ist die Quelle dieser Freude inmitten des bittersten Elends der Menschen, um das sie sich kümmern? Von ihnen gilt in besonderer Weise, was Bergson von den Helden und Heiligen gesagt hat: ihre Existenz ist ein Anruf.»

«Dieses Leben schließt, dies sei nebenbei bemerkt, seine höchste Daseinsberechtigung in sich: das Apostolat im eigentlichen Sinn, welches darin besteht, 'mit großer Macht Zeugnis abzulegen von der Auferstehung Jesu, des Herrn'.»

Mit diesen Worten wird wunderschön der apostolische Wert herausgestellt, den das Ordensleben schon an sich und mit den ihm eigenen Aufgaben hat. Der Leser würde nun erwarten, daß die Ordensfrauen eingeladen werden, im gleichen Sinne und auf der gleichen, von der Vorsehung gezeichneten Linie weiterzuarbeiten. Aber der Verfasser spricht nicht von «Vertiefen» dieses wesentlichen Apostolats, sondern von «Hinzufügen». Nicht um eine Ausweitung des Apostolats einfach und schlechthin geht es, sondern darum, die Ordensfrau dazu zu bringen, eine bestimmte Form des Apostolats zu pflegen.

Techniken im Apostolat?

2. Auf was sieht es nun diese Apostolatsform ab? – Möglichst viele Gruppen zu bilden, die sich wieder weiter vermehren! (Der Kardinal erinnert mehrmals daran, daß man eine geometrische Progression vor Augen haben müsse.) In der Sicht dieser Aktion wird Gewicht gelegt auf die Techniken der Gruppenbildung. Der Akzent liegt auf dem Effekt.

Darunter verbirgt sich der Vergleich der Kirche mit einer Armee. Und das schafft Unbehagen. Bei der Kirche Gottes geht es doch nicht darum, daß man organisiert, wie eine Partei organisiert wird. Der Herr allein ist es, der sammelt! Wenn es Techniken im Dienste Gottes braucht, muß man dann nicht ebensoviel Sorgfalt darauf verwenden, daß sich nicht Dünkel und Herrschsucht in das Apostolat einschleichen? Je mehr man in der Kirche mit Techniken – vor allem psychologischen – arbeitet, umso mehr muß man sich davor hüten, den Menschen, zu denen man um ihres Seelenheils willen kommt, Gewalt anzutun. Umso mehr muß unterstrichen werden, daß das religiöse Leben schon in sich und aus sich Zeugnis ist. Man muß wissen: Gott ist alles und der Mensch ist vor ihm ein armseliges Nichts!

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.
Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.
Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.
Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.-; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.-. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. – Belgien-Luxemburg: bFr. 190.-/100.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No 218 505. – Deutschland: DM 15.-/8.-. Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. – Dänemark: Kr. 25.-/13.-. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Høstrupsgade 16, Silkeborg. – Frankreich: Fr. 17.-/9.-. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. – Italien-Vatikan: Lire 2200.-/1200.-. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. – Österreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.-/50.-. USA: jährlich \$ 4.-.

Mehr im Tun als im Reden

3. Auf jeden Fall scheint es doch so zu sein, daß der Apostolatsbegriff, auf den das Argument sich stützt, nicht restlos dem entspricht, was man in Kapitel sechs über den tieferen Sinn des Lebens der Religiösen lesen konnte. Wenn nach dem Wort, das Bergson von den Heiligen gesagt hat, schon die Existenz der Ordensfrau an sich und allein ein «Anruf» ist, und der Kardinal sagt das auf Seite 58, wie will man dann erklären, daß, wie es bald darauf heißt, die Ordensfrau, wenn sie hingebungsvoll Kranke pflegt, mit diesem ihrem Tun nur vorbereitend auf das Apostolat hin wirkt? Wenn vom Apostolat schön gesagt wird, daß es «darin besteht, daß man durch sich selbst einen Andern schenkt» (S. 91), offenbart sich denn dann die Liebe zu Gott in der aufopfernden Pflege einer Ordensfrau, vorausgesetzt natürlich, daß sie ihre Wurzel in Gott hat, nicht viel besser als in den schönsten apostolischen Gesprächen, die sie führen könnte? Man muß das Reden selbstverständlich nicht geringschätzen, aber es gilt doch: die Liebe zu Gott bekundet sich mehr im Tun als im Reden. Bevor das Evangelium gesprochene Botschaft wurde, war es eine Tat: der Sohn Gottes verband sich durch die Menschwerdung mit unserem Schicksal.

Der Platz der Ordensfrau in der Kirche

4. Endlich muß man sich fragen, ob in der Perspektive, in die das Buch selber uns stellt, der Laienstand genügend respektiert und die Ordensfrau auf den Platz gestellt wird, der ihr in der Kirche zukommt?

Ein römischer Kongreß hat einen Vergleich gebraucht, der vom Kardinal übernommen wird, nach dem die Rolle der Ordensfrau mit der des Unteroffiziers-Kaders in einer Armee verglichen wird: ein notwendiges Verbindungs- und Koordinationselement. Der Vergleich hat den Nachteil, daß der Laie auf einen Platz weiter unten verwiesen wird. Der Verfasser scheint, wo er vom weiblichen Laienstand spricht, nur Zöglinge und noch unreife Frauen vor Augen zu haben. Ist das aber richtig gesehen, wenn man das Apostolat der Ordensfrau ausdrücklich in den Bereich der Erwachsenen hineinstellen will? Ist das nicht vielmehr eine Einladung zu geistlichem Paternalismus? Dazu kommt noch, daß der Vergleich angetan ist, die Ordensfrau auf die Linie des Priestertums zu stellen. Vermittelt aber die «Weihe» der Ordensfrau irgendeine Vollmacht? Haben Ordensfrau und Laie nicht in Wirklichkeit viel mehr eine komplementäre Rolle? Nur der Dialog der beiden führt zu einem wahrhaftigen Apostolat! Der Laie befaßt sich mit seiner Arbeit am Aufbau der Welt, gleich wie alle andern Menschen. Er riskiert dabei, versucht zu werden vom Verlangen nach Auskosten des Lebens, vom Machtstreben und der Selbstgenügsamkeit. Die Ordensfrau bringt ihm, schon durch ihren Stand, das eine Notwendige des Evangeliums und die Anbetung Gottes in Erinnerung.

Umgekehrt kann die Ordensfrau leicht versucht sein, sich die Welt wie ein großes Kloster vorzustellen, das es zu erneuern gilt. Durch den Laien lernt sie die Schwierigkeiten auf Schritt und Tritt kennen, die schweren und neuen Probleme, die sich dem Menschen in der Welt von heute stellen. Der Laie zwingt die Ordensfrau, nicht länger befangen zu bleiben in einer Auffassung von Gottes Absicht, die auf Vorstellungen basiert, die früher einmal gültig gewesen sein mögen, die es aber heute nicht mehr sind. So kommt es zum notwendigen gegenseitigen «Hören» aufeinander in innerer Armut. So können beide, Laie und Ordensfrau, an dem von der Vorsehung ihnen bestimmten Platz wirksam am Aufbau des Gottesreiches arbeiten.

Das Buch regt zu einer nützlichen Gewissensforschung an. Auch vermag es gewisse Frauenkongregationen zu heilsamen Anpassungen an unsere Zeit anzuregen. Wenn man aber auf dem Weg, den das Buch weist, gehen wollte, ohne gleichzeitig auf die Gefahren zu achten, die in der dargelegten Auffassung enthalten sind, dann wäre das unklug. So scheint es uns wenigstens.

Georges Dubrez